

Magdalene



Ernest Pérochon

Magdalene

Geschichte eines einfachen Herzens

Berechtigte Übertragung aus dem Französischen
von Helmut Bodmann

Im Wieweg-Verlag

Der Titel der französischen Ausgabe lautet:

Nê ne

ISBN 978-3-663-03217-5 ISBN 978-3-663-04406-2 (eBook)
DOI 10.1007/978-3-663-04406-2

U m f l a g u n d E i n b a n d v o n J. E. S c h m i d
1937 Alle Rechte vorbehalten
D r u c k v o n F r i e d r. V i e w e g & S o h n, B r a u n s c h w e i g
Softcover reprint of the hardcover 1st edition 1937

Erster Teil

Die Luft war frisch und jung. Die Erde dampfte. Hinter der Pflugschar stiegen tausend schwache, zarte Lüftchen fast sichtbar empor. Sie schienen sich zu beträchtlicher Höhe erheben zu wollen, als ob sie froh gewesen wären, daß sie endlich dem drückenden Boden entschlüpfen durften. Aber dann änderten sie ihre Richtung und sanken schließlich auf die schlummernden Wogen der Felder herab. Der schwere Atem der Ochsen flog dem Gespann voraus, stieg hoch und kam wieder zurück; er bedeckte die sechs Tiere mit einem weißen Brodem, den Schwärme von Mücken in Bewegung brachten.

Bachstelzen flogen von Furche zu Furche. Die zunächst sitzenden sahen aus wie winzige, herausgepußte und eitle Menschen; die übrigen wirkten nur noch wie unablässig hin und her huschende Nebelflocken. Man sah sie kaum, aber man mochte ahnen, daß sie in großer Zahl da waren und eifrig Jagd auf die ungeschickt und langsam dahinkriechenden Würmer machten, die erschrafen, als sie das Tageslicht bemerkten. Am anderen Ende des Ackers stolzierte eine Elster unbekümmert, steif und mit ernster Miene umher, wie ein Polizist in seiner hübschen Uniform.

Über dem Nebel strahlte die Sonne in wunderbarer Helligkeit. Die obere Schaufel des Pfluges funkelte, und die im Sonnenschein liegende Schneide sah aus wie das plumpe Schwert eines zwerghaften, stämmigen Ritters, der langsam nähergeritten kam.

Zwei Männer arbeiteten auf dem Acker. Der jüngere, ein Bursche von siebzehn oder achtzehn Jahren mit noch nicht voll entwickelten Gliedern und riesigen Händen, streute Mist auf den Boden. Er sang. Seine brüchige Jünglingsstimme tönte dumpf und schallte dennoch weit, da die Luft sehr rein war.

Der andere, welcher pflügte, sang nicht; aber er empfand wie sein Gefährte das Glück dieser Stunde. Er hatte sich einen ganzen Sonntag lang ausgeruht, und nun, am Anfang der Woche, kam ihm das Ackergerät leicht vor. Er war hoch und gerade gewachsen, sein Kopf war scharf geprägt, und seine Beine schienen ein wenig lang. Sein runder Hut, den er weit in den Nacken geschoben hatte, ließ sein gebräuntes, mageres und glattrasiertes Gesicht frei. Seine schwarzen Augen gingen lebhaft hin und her.

Er lenkte seine Tiere mit gemessenen Bewegungen und ohne dabei zu schreien, obwohl er zwei junge Ochsen anlernte; er hatte sie einfach in die Mitte gespannt und sogleich mit einem so kräftigen Ruck angetrieben, daß er die ermüdeten und furchtsamen Tiere jetzt mühelos in der Hand hatte. Sogar am Ende der Furche folgten die beiden jungen Tiere gehorsam den an der Spitze gehenden Ochsen. Der Pflüger brauchte nur den Pflug zu heben und ruhig zu wenden, ohne fürchten zu müssen, daß das Gespann ihn mit fortreißen könnte.

Er hatte sich gedacht, daß der Boden zu trocken sei und hatte deshalb drei Soche hintereinander gespannt, um tief genug pflügen zu können. Diese Maßnahme erwies sich jetzt als vortrefflich. Er hatte den Regulator auf den letzten Gang gestellt, und das Messer schlug kräftig und sehr tief in den Boden. Der ‚Sporn‘ ließ in der Furche

eine frische Spur zurück, und die Erdklumpen, die sich in gutem Zustand befanden, zerbröckelten von selbst und fielen in der Sonne auseinander; man brauchte nur noch einmal leicht mit der Egge darüber zu gehen, und der Boden war fertig und fein wie Asche.

Die Augen des Pflügers lachten, weil er mit seinen Gedanken ganz bei der Arbeit war und diese Arbeit ihm behagte.

Als er sich der Hecke auf zehn Schritte genähert hatte, rief eine Stimme:

„Geht die Arbeit gut voran?“

„Sehr gut!“ antwortete er.

„Herrliches Wetter!“ rief der andere.

„Ein Segen!“

Er hob den Pflug aus der Erde und hielt die Ochsen an. Zwischen den beiden Zweigen eines Haselnußstrauches erschien ein dicker, blondhaariger Kopf von riesenhaftem Umfang.

„Tag, Kürassier!“ sagte der Pflüger. „Du bist es . . . Ich hatte dich nicht an der Stimme erkannt.“

„Ich bin es . . . Tag, Corbier! Ein paar kräftige Ochsen habt Ihr da, und einen sauberen Pflug!“

„Kann nicht klagen!“ sprach der Pflüger mit einem Anflug von Stolz.

Sie schwiegen einen Augenblick; angesichts der getanen Arbeit spielte ein Lächeln um ihren Mund. Für eine Weile glitten beider Augen liebkosend über die sechs schönen, starken Rücken und über den neuen Pflug, der flachgestreckt war und aussah wie ein starker und sehniger Vogel.

Dann hob Corbier den Kopf und fragte:

„Was gibt's Neues?“

„Nichts für Euch . . . Ich habe grad meine Schwester hergebracht . . . Ihr hattet sie doch für heute gedungen? Solltet Ihr das schon wieder vergessen haben?“

„Keineswegs! Aber ich dachte nicht an dich, denn dich habe ich nicht gedungen. Deine Hände sind für eine Magd ein wenig groß . . .“

Der andere verzog den Mund zu einem behäbigen Grinsen, wobei seine weißen Zähne sichtbar wurden. Der Pflüger begann abermals:

„Du willst doch nicht . . . etwa . . . den Sonntag verlängern, Kürassier?“

Das Lachen verschwand sofort:

„Ich bin doch so kein Großstadtslegel. Eine Sauferei schmeißt mich nicht ins Bett, und sie macht mir auch nachher beim Arbeiten nichts aus. Das dürftet Ihr wissen, Corbier!“

„Ich habe dich nicht ärgern wollen, entschuldige schon.“

„Ist auch weiter keine Beleidigung. Gewöhnlich bin ich ja montags an meiner Arbeit. Aber dieser Tag heute gehört mir. Ich habe mir vier solche Tage zugelegt, an denen ich für meine Mutter da bin: einen vor dem Winter für in den Wald, zwei für den Garten und den letzten für unvorhergesehene Dinge, für all den Kram, was weiß ich!“

„Ich verstehe“, sprach Corbier.

Der andere versetzte mit froher Miene:

„Heute habe ich vom frühen Morgen an gegraben. Das ist keine Gärtnerarbeit, aber die Erde rutscht einem doch unter dem Spaten weg. Ich grabe richtig, und ich

grave tief. Man hat dann später fast gar keine Last mehr mit dem Säen.“

Corbier nickte zustimmend mit dem Kopf, und der andere fuhr fort:

„So ist das . . . Magdalene ist zu mir in den Garten gekommen und hat gesagt: ‚Komm, hilf mir!‘ Da habe ich ihre Sachen genommen und sie auf der Straße bis zu der Stelle begleitet, von wo aus man nach dem Mühlenhof hinübersehen kann. Dann bin ich auf einem Seitenweg zurückgegangen, weil ich mich nicht gern auf den Straßen herumtreibe, wenn geschafft wird.“

„Recht so!“ bemerkte Corbier.

„Ich habe meine Arbeit rein Magdalene zuliebe unterbrochen. Sie brauchte mich eigentlich gar nicht. Das sage ich nicht, um sie bei Euch zu loben, Corbier, aber wenn man von starken Weibern reden wollte, so gibt es in der Gegend nicht viele, die es ihr zuvorkommen könnten! Und jetzt gehe ich . . . Ein schönes Stück Arbeit habt Ihr da . . . Grüß Gott!“

Als der Mann verschwunden war, riß Corbier den Pflug hoch und begann eine neue Furche. Aber seine Gedanken richteten sich jetzt, statt daß sie bei den Tieren und bei der Arbeit blieben, auf beunruhigende und traurige Dinge. Das Gespräch hatte sein Inneres aufgewühlt, wie der Pflug die Erde aufwühlt. Es kroch wie Nebel über sein Herz, wie ein dichter Nebel, der keinen Sonnenstrahl durchließ und in dem kein Vogel seine Schwinge rührte.

Nicht als ob es zwischen ihm und diesem stämmigen Burschen, den er Kürassier nannte, jemals etwas anderes gegeben hätte, als daß sie die üblichen höflichen Redens-

arten miteinander wechselten. Und diese Magdalene, die seine Magd werden sollte, kannte er kaum . . .

Nein, die Leute machten ihm keinen Kummer. Aber sie erinnerten ihn an seine Bürde, und die war schwer.

Er war mit dreißig Jahren Witwer geworden und saß allein mit zwei ganz kleinen Kindern im Arm auf seinem Hof. In Wahrheit blieb ihm zwar sein Vater, aber der Alte konnte seine Glieder so wenig mehr rühren, daß er eigentlich nur eine Last war. Kein Mensch war da, der ihm geholfen hätte. Er hatte wenig Geld und keine Frau im Hause.

Sein Unglück war erst elf Monate alt, aber ihm schien, als habe es ihn vor elf Jahren getroffen. Zuerst hatte er sich eine ältere Frau geholt, die sehr gut und zärtlich mit den Kindern war. Aber sie war schmutzig und ganz und gar nicht fähig gewesen, das Haus in Ordnung zu halten. Darauf war seine Schwägerin gekommen. Sie war zwar fleißig, aber eitel und hartherzig gewesen; dazu steckte sie voll unverhüllter und kühner Absichten, die über die Abmachung hinausgingen. Er hatte sich mit bösen Worten von ihr trennen müssen.

Endlich hatte der Vater diese Magdalene Clarandeau gedungen. Corbier kannte die Familie. Die Mutter, eine schon recht bejahrte Witwe, ging auf Tagelohn; die Kinder, drei Mädchen und ein Bursche, arbeiteten auf den Höfen und unterstützten sie. Der Sohn war als einer der fleißigsten Knechte bekannt. Allerdings hatte er eine kleine Schwäche für den Wein, und wenn er getrunken hatte, wurde er im Streit gefährlich. Die Töchter hatte Corbier fast nie gesehen, besonders die älteste, Magdalene, nicht, denn sie hatte lange in der Vendée gearbeitet.

Dieses fremde Weib sollte jetzt seinen Haushalt führen. Ein sehr kräftiges Mädchen, sagte ihr Bruder. Das war ihm gar nicht so wichtig, denn um für Lalie und den kleinen Georg zu sorgen, bedurfte es nicht so starker Hände . . . Sie war gewiß ein schwerfälliges, allzu ausgelassenes Mädchen und dazu unverschämt gesund.

Er hatte ihr einen hohen Lohn bewilligt, und jetzt ärgerte er sich schon darüber . . .

Die jungen Ochsen, die seinen Blick nicht mehr spürten, zogen plötzlich nach der Seite und rissen den Pflug mit. Er hieb kräftig auf sie ein.

Der junge Knecht trödelte auf dem Weg herum, der an der Hecke entlang lief, und trällerte ein Liedchen vor sich hin. Corbier brüllte ihn an:

„Ein bißchen rascher, zum Donnerwetter! Das ist mehr wert als dein dummes Gegröhle!“

Der andere schwieg eine Sekunde, dann begann er frech, die Melodie des Liedes ganz laut zu pfeifen. Er setzte seine Arbeit mit denselben langsamen und nachlässigen Bewegungen fort.

Corbier fühlte sich verlassen und elend; er sehnte sich nach einer lindernden Zärtlichkeit. Warum war Margarete gestorben? Er begann mit leiser Stimme Worte vor sich hin zu flüstern, die seine Trübsal nur noch größer machten.

„Margarete, warum bist du so früh davongegangen? Warum hast du mein Haus verlassen, um in das des lieben Gottes zu ziehen? Warum stehst du nicht mehr unter der Tür, wenn ich von den Feldern heimkomme? Margarete, deine Kinder verkümmern in fremden Händen, und meine Augen sind wie blind im hellsten Sonnen-

schein. Mein Herz findet keinen Trost mehr auf dieser Erde.“

Er kam an einen Streifen harten Bodens, vor dem er die Ochsen antreiben mußte.

„Hü! Gott! Hopp, ihr Brüder!“

Seine Stimme erstarb sogleich wieder in einem Zittern. Aber er gab sich einen Ruck und warf den Kopf stolz in den Nacken:

„Karsten! Gottlieb! Los, weiter!“

Aber die Worte blieben ihm in der Kehle stecken . . .

Nun gab er sich besiegt, zog den Hut über die Augen und ließ seinen Tränen freien Lauf.

Magdalene näherte sich dem Mühlenhof. Sie war noch nie hier gewesen, aber ihr Bruder hatte ihr den Weg gezeigt, und außerdem sah sie das grelle Rot des neuen Daches zwischen den Zweigen hindurchschimmern.

Sie blieb einen Augenblick stehen, um genauer hinzuschauen. Der Ort schien ihr schon von weitem anheimelnd und freundlich.

Und doch fürchtete sie, daß sie sich nicht eingewöhnen würde. Bis jetzt hatte sie nur auf großen Höfen gelebt, wo die Arbeit wohl schwer, aber einfach war und munter von der Hand ging. Man befahl, und sie tat, wie ihr geheiß, ohne daß sie sich um etwas anderes zu kümmern brauchte, als ihre Arbeit schnell und gut zu tun.

Man sagte zu ihr: wasche! und sie wusch zwölf Stunden lang ohne jede Unterbrechung, dann aß sie ihre Suppe und ging schlafen. Im Sommer sprach man zu ihr: mähe! dann nahm sie die Sichel und ging mit den Männern hinaus. Das waren damals harte Tage für sie

gewesen, denn sie hatte noch dazu während der Mittags-
pause die Hausarbeit erledigen müssen.

Aber niemals hatte man zu ihr gesagt: kauf' ein und verkaufe, wieg' die Butter, gib das Garn zum Weber. Vor allem hatte man nicht zu ihr gesagt: nimm das Kind auf und wasch es, versuch es zu trösten, wenn es weinen will, beruhige es, gib ihm Schläge, streichle es . . .

Sie hatte niemals etwas selbständig getan, und wenn man ihr von Kindern sprach, gab sie zur Antwort:

„Ich kann nicht leiden, wenn sie um meinen Rock herumspringen, denn sie hindern einen beim Arbeiten.“

Als Corbiers Vater sie dingen wollte, hatte sie sogleich nein gesagt. Aber der Alte hatte nicht nachgelassen und ihr die Vorteile der Stelle vor Augen geführt: sie würde sozusagen Herrin sein, anstatt immer gehorchen zu müssen, und nicht weit, nur eine knappe Meile, von ihrer Mutter entfernt wohnen . . . Und dann würde er, da ihn seine kranken Beine oft an das Haus fesselten, ihr ein wenig helfen und auf die Kinder achtgeben . . . Endlich hatte er einen hohen Lohn geboten. Er war so hoch, daß sie nachgegeben hatte, denn im Grunde fühlte sich das kluge und tüchtige Mädchen geschmeichelt.

Nun, da sie sich dem Hofe näherte, wurde ihre Angst wieder wach.

Dennoch schritt sie wacker aus. Sie scheuchte die Tiere in den Hecken auf, als sie vorüberging. Die zwischen den Schlüsselblumen und wilden Stiefmütterchen auf der Lauer liegenden Eidechsen huschten lautlos und hurtig zurück. Die Meisen und Blutsinken erhoben sich von ihren Nestern und flogen in die höheren Zweige hinauf; die Amseln flüchteten erschreckt und lärmten heftig in den

Blättern. Aber die Vögel flogen alle nicht weit fort. Magdalene fühlte, daß sie in den dichten Weiden und Stechpalmen sitzenblieben und sie unruhig betrachteten.

„Was will das Weib von uns, das so bepackt ist und dessen Absätze so hell auf dem Boden klingen?“

Als sie gerade und aufrecht vorüberschritt, faßten sie rasch wieder Zutrauen und fingen an zu singen.

Magdalene hob den Kopf nach den lebenden und von ihrer Munterkeit widerhallenden Kronen. Sie dachte: „Ihr Vögel alle, ich fühle, daß ihr mich willkommen heißen wollt. Ich danke euch, ihr lieben Vögeln!“

Die blauen Augen leuchteten in ihrem rotwangigen Gesicht.

„Ihr kleinen Musikanten des Paradieses, wollt ihr mir zur Hochzeit aufspielen? Schön, tut es! Aber ich bin eine alte Jungfer und habe keinen Schatz . . . O meine Liebliche, wie hübsch versteht ihr zu geigen, und wie gern möchte man im Reigen danach tanzen!“

Ein Sprung schreckte sie aus ihrer Versunkenheit. Sie stieß einen Schrei aus:

„Höllensbrut!“

Zehn Schritte vor ihr lief ein Eichhörnchen ruhig über den Weg. Dies war das Vorzeichen eines schlimmen Todes, und der Atem stockte ihr darob. Sie ging rasch weiter und wandte sich nach dem Tier um, das jetzt mit teuflischer Behendigkeit davonsprang.

Sie zwang sich zu vernünftiger Überlegung. Diese Tiere waren häufig in der Gegend, denn hier gab es Nüsse und Kastanien in Hülle und Fülle. Jedermann betraute sich vor ihnen, aber die Furcht, die man vor ihnen empfand, war eine Erfindung früherer Zeiten . . .

Sie zuckte die Achseln und lächelte gezwungen. Aber ihr war, als ob die Sperlinge schwiegen, die sich unter die Zweige am Boden geduckt hatten. In der Mitte des Weges zuckte ein merkwürdiger Schatten auf.

Magdalene hob die Augen und bemerkte einen Bussard, der hoch droben in den Lüften zu schlafen schien. Seine großen, rotbraunen Flügel sahen im Sonnenschein tief-schwarz aus.

* * *

Als die Tagelöhnerin gegangen war, befand sich Magdalene mit den Kindern allein im Haus. Es schlug zehn Uhr. Man mußte an das Essen denken. Sie zündete das Feuer an und hängte den Kessel darüber.

Die Kleine, die in einer Ecke unweit des Tisches saß, sah sie neugierig an.

„Wie heißt du?“

„Lalie!“ antwortete das Kind.

Es mochte vier Jahre alt sein und war hübsch mit seinen schwarzen Augen und den zurückgekämmten Löckchen; aber es war schmutzig und sah in seinem mit Ärmeln besetzten Leibchen und dem Faltenrock aus wie ein kleines, altes Weiblein.

„Willst du mir einen Kuß geben, Lalie?“

Das Kind begann an seinem Rock zu zupfen und senkte lächelnd den Kopf.

„Willst du mir einen Kuß geben? Ich tu dir nichts . . . Ist du gern was Süßes, Lalie?“

Magdalene zog ein Hörnchen aus ihrer Tasche.

„Nimm, das ist für dich.“

Die Kleine zupfte und zupfte an ihrem Rock.

„Nimm, Lalie, nimm! . . . So nimm doch! Ja?“

Lalie begann zu schluchzen.

„Das ist ja herrlich!“ dachte Magdalene, „sie fürchtet sich trotzdem! Das kommt daher, daß ich nicht weiß, was ich mit ihr sprechen soll; was soll man so einem armen Wurm erzählen?“

Sie legte das Gebäck in Reichweite des Kindes auf den Tisch und zog sich verwirrt zurück.

Dann trat sie an die Wiege. Als sie den Vorhang zur Seite schlug, erblickte sie einen kleinen, runden Kopf und zwei dicke Backen. Das Kind war wirklich schön wie der Jesusknabe. Sein halbgeöffnetes Händchen lag auf der Decke; es war innen weiß und außen rosenrot.

Magdalene beugte sich über das Kind und berührte mit ihrem harten Finger die zarte Handfläche, deren Haut einer feinen Zwiebelschale glich. Da! Das Händchen schloß sich! Und er hatte ihn, der Schlingel! Er drückte und zog! Wo hatte er nur die Kraft her?

Magdalene versuchte ihren Finger herauszuziehen. Aber bewahre! Nun war sie wirklich gefangen. Was tun? Wenn sie zu heftig riß, wachte er am Ende auf . . .

Sie wartete, versuchte ihn zu überlisten und zog ihre Hand unmerklich nach und nach zurück. Doch umsonst, er hielt fest! Der kleine Körper bäumte sich unter der Decke und schlug mit den Beinen aus. Das Händchen schloß sich noch fester: du sollst mir nicht entflüpfen!

Magdalene wagte sich nicht zu rühren. Sie stand noch immer ratlos da und kam sich dabei recht dumm vor. Ihre Wangen brannten, und die Beine zitterten ihr. Wenn jetzt jemand kam, mußte er sich fragen, was sie hier unbe-

weglich vor der Wiege herumstand. Die Zeit verging; sollte sie schon am ersten Tag die Männer auf das Mittagessen warten lassen?

Nein! Das Kind wachte auf und fing sogleich an zu schreien. Sie nahm es schleunigst auf den Arm.

Es betrachtete sie einen Augenblick und ließ seine Händchen in ihrem unbekanntem Gesicht spazieren gehen; dann fing es beruhigt an zu plappern und zu spielen. Es kniff Magdalene in die Nase, griff nach ihren Augen und zog an ihren Haaren. Es bog sich zurück, nahm einen Anlauf und bums! stieß es sie mit dem Kopf. Das zarte Mündchen stand dabei offen.

Elf Uhr! Das ging ja nicht!

Rasch setzte Magdalene das Kind auf eine zusammengefaltete Decke und ging eilends an ihre Arbeit.

Als Corbier eine Stunde später mit den Knechten heimkam, sah er, daß die beiden Kinder vergnügt waren, und auch der Tisch war sauber gedeckt.

Magdalene, die neben Georg niedergehockt war, hatte sich erhoben, und eine leichte Röte zog über ihr Gesicht, als sie jetzt vor dem Bauer stand, denn sie war überrascht, daß er so jung aussah.

Er hieß sie mit ein paar Worten willkommen und setzte sich an den Tisch. Er fand sie häßlich, gestand sich aber, daß sie ein paar ehrliche und gute Augen habe.

„Die“, dachte er, „die wird vielleicht die Kraft ihrer Arme an die Hausarbeit und ihr Herz an die Kinder hängen.“

Der Gedanke tröstete ihn. Er hatte sich einen Teller mit Suppe gefüllt und aß mit großem Behagen.

Sie gehörten der gleichen Rasse an. Es war eine merkwürdige Rasse, die in einem unbekanntem Winkel Frankreichs lebte.

Zur Zeit der Revolution, nach der Hinrichtung des Königs, hatten sich alle Familien, die hier lebten, die Corbier, die Clarandeau, die Fantou und die übrigen, die jetzt nicht mehr zur gleichen Partei gehörten, in ihrer Unwissenheit und in ihrem Glaubenseifer unter der Führung ihrer geliebten Priester erhoben.

Sie blieben beim ersten Ansturm siegreich, waren aber bald auf Männer gestoßen, die ihnen gewachsen waren. Auf beiden Seiten, unter den ganz jungen, heldenhaften Streitern, und unter den alten, harten Soldaten, hatte der Kampf verzweifelt getobt.

Beim Schrei des Rüzchens und unter den Klängen der Marseillaise hatte man alle Städte und Flecken genommen und zurückerobert, geplündert und in Brand gesteckt. Die Schlacht war durch alle Hohlwege, über all die mit Ginster bewachsenen Felder und über alle Waldlichtungen gebraust. Noch jetzt, nach über hundert Jahren, gab es keine Gemeinde, die nicht ihren ‚Schlachtenhügel‘, ihr ‚Grab der Blauen‘*) oder eine ‚Schädelstätte der Chouans‘**) gehabt hätte.

Endlich waren die Bauern besiegt worden. Andere Regierungen waren gekommen und hatten die Priester besänftigt, und zwar so sehr, daß viele sich der neuen Ordnung fügten und den Treueid leisteten.

*) Die Soldaten der französischen Republik von 1793 wurden „die Blauen“ genannt.

**) Chouans hießen die Gegner der französischen Revolution und Anhänger des Königtums. (Der überseher.)

Nur die erbittertsten und ungewandtesten unter ihnen hatten den Krieg in ihrem Herzen fortgesetzt. Ihre Schäflein waren ihnen in ihre menschencheue Abgeschlossenheit und in ihre geringschätzigte Unwissenheit gefolgt, aus der sie Drohungen und Bannflüche schleuderten.

Aber nach und nach waren die Priester gestorben, und die Schäflein hatten sich zerstreut.

Heute, nach hundertundzwanzig Jahren, fand man diese Aufrührer, diese ‚Andersgläubigen‘, fast nur noch in den Wäldern der Vendée. Ihre besiegte und zersprengte Schar bildete dort ein paar Eilande, die von der Flut des Katholizismus noch nicht überschwemmt waren.

Das von Saint-Ambroise war das bedeutendste; es war zugleich am dichtesten bevölkert und leistete den größten Widerstand. Es umfaßte fünfzehnhundert Andersgläubige.

Sie hatten sich gut gehalten, denn sie waren zahlreich und lebten dicht zusammengedrängt, zudem wurden sie von den Protestanten unterstützt.

Diese Protestanten waren auch ein widerspenstiges und zähes Volk. Sie kamen aus der Gegend von Fontenay, wo ihre Vorfahren mit unter den Ersten die calvinistische Lehre angenommen hatten. Sie waren in jenen weit zurückliegenden Zeiten stark an Zahl gewesen, und es gab unter ihnen ebensoviel wilde Halsabschneider wie klägliche Schafe. Sie hatten unter dem Königtum sehr viel zu leiden gehabt, und die Gegner der Revolution hatten ihnen ebenfalls empfindlich zugesetzt. Sie hatten sich versteckt und zerstreut; nun fanden sie sich, etwas mehr als tausend Seelen, theils in dem Flecken Saint-Ambroise, theils in Chantepie und Château-Blanc wieder zusammen.

Nun, da sie nicht mehr verfolgt wurden, machten sie ihre Händel unter sich aus. Da sie die Gelehrsamkeit liebten, sprachen sie über die Gedanken der Zeit und auch über ihren Glauben. Sie schlossen sich den freigeistigen Pfarrern an und gingen bald über ihre Lehre hinaus. So wurden viele von ihnen langsam ungläubig. Aber von Zeit zu Zeit kehrten wieder andere unter wer weiß welchen mystischen Einflüssen um und kamen zu der ursprünglichen Strenge, zu den Verbannungen, den Geißelungen und den hoffnungslosen Predigten zurück.

Es war ein merkwürdiges Land, in dem diese beiden feindseligen Tempel standen: die Kapelle der Andersgläubigen und die Kirchen in der Umgebung, in denen die Glocken hochmütig läuteten.

Die verschiedensten Überlieferungen trafen hier aufeinander, und obwohl die Zeiten sich geändert hatten, loderte die Flamme des Hasses manchmal noch hell empor.

Die Sprache änderte sich von einer Tür zur anderen, ebenso die Art, sich zu kleiden, zu essen und sein Haus einzurichten, wie auch die Spiele, die Lieder und die Vergnügungen der Jugend überall andere waren.

Die Andersgläubigen vor allem forderten die Neugierde heraus. Sie fühlten jedoch, daß sie ein seltsames Wesen an sich trugen, und da sie den Spott der Menschen fürchteten, waren sie in sich gekehrt und wortkarg.

Einmal waren ein paar feine Herren aus der Stadt gekommen, vielleicht waren sie sogar aus Paris, die hatten sie sich zu Freunden machen und sie einzulullen verstanden. Daraufhin hatte man in einer Zeitung über sie geschrieben. Es wurde behauptet, ihre Kapelle sei ein großer Bau aus gewöhnlichen Backsteinen, der mit

billigen Heiligenfiguren geschmückt sei, und auch die Standbilder der heiligen Jungfrauen seien recht kitschig. Man sprach im Grunde wohlwollend, aber dennoch ein wenig oberflächlich von ihrem Weihwasserbecken und von ihrem ‚Museum‘, und gerade von diesen beiden Dingen hielten sie sehr viel.

Ihr Weihwasserbecken sah aus wie alle anderen, die man in den katholischen Kirchen findet, aber das Besondere an ihm war, daß es niemals geleert wurde. Sein Wasser war von ihrem letzten Priester geweiht worden, und das war lange her. Seit dieser Zeit hatte man jeden Tag ein paar Tropfen hinzugegossen, damit es immer gleich hoch stand.

Was ihr ‚Museum‘ anging, so war dies eine Sammlung kleiner, weißer Tiere, die ein alter Bauer, einer ihrer Heiligen, mit einem Taschenmesser aus den Knochen geschlachteten Viehs geschnitzt hatte. Gewiß waren sie nicht so schön wie die großen Denkmäler, die man in den Städten sah; aber dennoch gab es nichts dergleichen in den Kirchen von Saint-Ambroise, Chantepie oder anderswo, und die darüber spotteten, hätten sich schon umgesehen, wenn sie es hätten selber machen sollen.

Und dann überhaupt, wenn man auf seine eigene Bitte hin bei jemandem aufgenommen wird, so sagt man dem Gastgeber beim Fortgehen nicht, seine Lampe bleibe und sein Stuhl sei aus dem Leim.

Seit diesem Vorkommnis blieb die Kapelle den Fremden verschlossen.

Die Andersgläubigen boten ihre ganze Wachsamkeit auf, um der Verschmelzung mit dem Katholizismus zu entgehen.

Sie hatten keine Priester mehr und verachteten die neuen Priester so, wie man Verräter verachtet. Sie beteten allein. Aus Hochmut, vielleicht auch aus einer unbestimmten Furcht, auf der Erde zurückbleiben zu müssen, übertrieben sie ihre frommen Übungen, feierten alle ihre Heiligen, verdoppelten alle Fasttage und setzten die Fastenzeit unerbittlich fest. Und wie an alten Mauern wilde Levkojen und Johanniskraut blühen, so gediehen auf dem Boden dieses schroffen Christentums vergessene Ketzereien und sogar uralte abergläubische Bräuche, die aus einer dunklen Vergangenheit stammten. Frauen hielten den Gottesdienst, und Jungfrauen segneten die Konfirmanden ein; auch erstand wieder der Glaube an die heilende Mistel und die Verehrung der Bäume und Quellen.

Die Andersgläubigen heirateten fast nur unter sich. Sie frohlockten nicht, wenn sie einen Katholiken durch Einheirat gewannen, denn dadurch entstand eine unreine Linie, die zum Verrat neigte. Aber wenn einer der ihren sich in einer Kirche taufen ließ, waren sie sehr betrübt.

Die Mädchen gaben ihren Gefühlen fast niemals in solcher Weise nach, aber unter den Burschen gab es immer einige, die die Liebe genug verblendet hatte, so daß sie sich in die Flut des Katholizismus gleiten ließen, die sie nie wieder herausgab.

Das war in der Familie der Corbier geschehen; obwohl sie stolz war und herrisches Blut in ihren Adern floß, gewann die Leidenschaft bei ihr rasch die Oberhand.

In der Familie der Clarandau war es noch nicht vorgekommen; aber es drohte auch da zu geschehen. Der Sohn, dieser große Bursche, der überall nur Kürassier genannt ward, war sehr verliebt in eine junge Schneiderin

aus Chantepie, die bei den ‚Marienkindern‘ das Amt einer Bannerträgerin versah.

Wohl schwor er seiner Mutter und seiner Schwester Magdalene, daß er sich niemals ‚verändern‘ werde, aber das steigerte ihre Sicherheit kaum, denn sie wußten, daß die Männer schwach und leicht zu betören sind.

Es war die Zeit der langen Tage.

Die Männer mußten mehrere Arbeiten zu gleicher Zeit erledigen: Rüben pflanzen, das Heu einbringen und den Boden für das Wintergemüse vorbereiten. Man würde im Leben nicht bis zur Ernte fertig werden, denn der Hafer reifte rasch, allzu rasch, da die Strahlen der Junisonne glühend auf ihm lagen.

Für die Frauen war die Zeit gekommen, da es auf die jungen Tiere zu achten galt: dies war der entscheidende Augenblick, wo die ersten Küken und die jungen Gänse sich entschlossen, ob sie unscheinbar bleiben oder größer werden wollten; es war auch die Zeit, da man für die verspätete Brut sorgen und die im Frühjahr geborenen Ferkel absetzen mußte. Alle diese Arbeiten erforderten sehr viel Sorgfalt. Es war vor allem die von den Köchinnen gefürchtete Zeit, da man aus Gemüse und ein wenig Speck täglich vier Mahlzeiten bereiten mußte, die noch dazu wegen der schweren Arbeit reichlich ausfallen sollten.

Magdalene stand früh am Morgen auf. Von drei Uhr ab klapperten ihre Holzschuhe auf den Fliesen in der Küche. Klapp! Klapp! Auf, ihr Männer!

Rasch zündete sie das Feuer an, belas das Gemüse und lief an das Salzfaß.

Vier Uhr: bei dem Gebet, das Magdalene auffagte, sprach der alte Corbier die Antworten, und alle hörten zu, auch die Knechte, von denen der eine katholisch und der andere protestantisch war.

Halb fünf: der Tisch mußte zurechtgemacht, die Röhre gemolken, die Milch abgerahmt werden, dann kam das Geschirr, die Hühner, die jungen Enten, die Kinder . . . Hopp! Hopp!

Sie hörte um neun Uhr abends auf, manchmal auch erst um zehn, wenn die Männer schon schliefen.

Sie konnte alles, was in einem Haushalt für Mensch und Tier zu tun war, aber ihr fehlte die Gewohnheit, die Dinge miteinander zu verbinden.

Auch fehlte ihr wohl ein wenig die Geschicklichkeit. So verstand sie zum Beispiel nicht, die jungen Gänse aus der Hand fressen zu lassen, und selbst mit Hilfe ihres aus Kleie und Brennesseln bestehenden Futters brachte sie es nicht fertig. Wenn Platzregen drohte, lief sie wohl nach der Tenne zu den jungen Hühnern und schwenkte in der einen Hand ihr Taschentuch, in der anderen die Schürze:

„Unters Dach, meine Hühnchen, unters Dach!“

Aber sie lief mit ihrer hohen Gestalt zu rasch herbei. Die jungen Hühner zerstreuten sich mit aufgeregtem Piepsen rings um den Strohschuppen. Die Glucken sträubten ihre Federn und wurden zornig; Magdalene auch . . . und der Platzregen kam.

In diesem Augenblick erschien Lalie auf der Schwelle:

„So weint!“

Magdalene hörte nichts.

„So schreit! . . . Da! . . . Lalie hat ihn nicht gehauen!“

Magdalene dachte:

„Du, na na!“ und sagte:

„Laß ihn schreien, dann bekommt er auch eine schöne Stimme.“

Die Kleine ging wieder hinein, kam aber sogleich wieder.

„So weint . . . So hat eine Stecknadel im Bauch.“

Magdalene ließ ihre Hühner laufen und ging rasch mit. Sie wußte wohl, daß Jo keine Nadel im Bauch hatte, aber dieses schon oft wiederholte Wort ging ihr bis ins Mark.

Als sie nämlich eines Abends den Säugling umzog und sich mit ihren dicken, ungeschickten Fingern eilte, hatte sie ihn gestochen; allerdings nicht sehr tief, aber doch tief genug, daß ein Blutstropfen hervortrat. Das Kind hatte einen plötzlichen Schrei ausgestoßen, der sich deutlich von seinem Zorngebrüll unterschied. Magdalene hatte sich schluchzend aufgerichtet, denn der Schmerz ging bis auf den tiefsten Grund ihres Herzens. Eine Stunde lang hatte sie den Kleinen an ihrer Brust gewiegt. Sie hätte gern die Schmerzen ertragen und sich zur Strafe selbst gezüchtigt. Als die Nacht hereinbrach, hatte sie das Kind mit sich in das Bett genommen, das sie bereits mit Lalie teilte, und hatte es fest an sich gedrückt.

„So hat eine Nadel im Bauch!“

Zehnmal am Tag jagte Lalie ihr einen Schauer über den Rücken.

Sie begann schon die armen Würmer zu lieben. Die beiden beunruhigten sie mehr als alles Übrige, machten ihr aber auch mehr Arbeit. Lalie griff nach allem, und Georg wollte es ihr gleichtun. Er begann zu laufen und fiel jeden Augenblick hin. Da er von Natur lebhaft war, schrie und strampelte er den lieben, langen Tag.

Magdalene wagte zu denken:

„Wenn ich ihre Mutter wäre, so würde ich mir eine junge Magd holen, die müßte mir etwas von der übrigen Arbeit abnehmen, und ich würde mich mit ihnen beschäftigen . . . So wie die Dinge liegen, habe ich keine Zeit; sie weinen und spielen ohne mich, und sie haben mich nicht lieb, auch wenn ich sie liebe.“

Den alten Corbier, der ihr so schön helfen sollte, hatte jetzt gerade die Sonne wieder auf die Beine gebracht, und er blieb nie zu Hause. Deshalb sah man sie immer in größter Eile schaffen.

„Unsere Magd“, sagte der Alte, „steht nicht mit zwei Füßen in einem Schuh.“

Nein, das war auch nicht nötig!

Bei ihrer Ankunft auf dem Mühlenhof hatte sie sich voller Bangigkeit gefragt, ob sie sich eingewöhnen würde. Jetzt waren zwei Monate vergangen, und sie hatte noch nicht Zeit gefunden, sich diese Frage aufs neue vorzulegen.

Auf den anderen Höfen, wo sie früher im Dienst gewesen war, geschah es, daß sie mitten in der Arbeit an ihre Mutter, an ihre Schwestern oder an ihr Heimatdorf dachte, oder auch an Spielfkameradinnen und gar an die Worte ihrer Liebhaber.

Jetzt war sie immer in Sorge um die Tiere und um die Leute, und ihre Gedanken verloren sich nicht mehr in der Weite wie ein flüchtiger Rauch.

Sie wußte kaum, wie es rings um das Haus aussah.

Dabei hatte sie sich im voraus gefreut, weil in der Nähe des Mühlenhofs ein schöner, von Tannen und Eichen umsäumter Teich lag; und jetzt hatte sie sich noch

nicht einmal die Zeit genommen, dorthin zu gehen. Sie hatte sich nur gesagt:

„Hoffentlich gewöhnen sich die Kinder nicht an, nach dieser Seite zu laufen.“

Das Haus dagegen war ihr ganz und gar vertraut. Es gefiel ihr wegen seiner Bequemlichkeit, aber auch wegen seiner geschickten Bauart, die ganz ihrem Geschmack entsprach.

Es besaß zwei Zimmer, und in der Mitte war ein Gang mit der Vorratskammer und der Molkerei. Alle Räume waren nach alter Sitte säuberlich mit Fliesen ausgelegt.

In dem einen Zimmer standen zwei hübsch gesprenkelte Schränke aus Eschenholz und zwei schöne, hohe und altmodische Betten, in denen Michel Corbier und sein Vater schliefen.

Die Möbel des anderen Zimmers, in dem man sich gewöhnlich aufhielt, waren ein wenig durcheinandergewürfelt. Neben einem braunen Geschirrkasten, einer großen, gebeizten Truhe und einer hohen Uhr in schwarzem Gehäuse stand ein Bett in modernem Stil und ein Schrank aus hellem und zartgefärbtem Kirschbaumholz. Das Bett und den Schrank hatte die junge Frau gekauft, und sie nahmen sich in diesem Hause auffallend jung aus. Da es jedoch schöne, einfache und sorgfältig gezimmerte Möbel waren, wirkte ihre Jugendlichkeit angenehm und nicht allzu aufdringlich.

Am sonderbarsten erschien Magdalene bei den Corbiers der Ramin. Sie wunderte sich weder über die Heiligenbilder, noch über den Rosenkranz mit den riesigen Perlen aus Buchsbaumholz, der augenscheinlich niemals zum

Beten verwendet worden war: dergleichen Dinge fand man in allen andersgläubigen Häusern. Aber sie hatte nirgends solche Waffen gesehen, wie sie hier hingen, und es gab auch nirgends solch ein altes und sorgfältig gerahmtes Stück Papier.

Die Waffen, das waren zwei lange Pistolen. Vor etwa hundert Jahren hatte sie der jüngste Führer der katholischen Armee seinem Lieblingskameraden, einem Corbier, aus Freundschaft geschenkt.

Das gerahmte Stück Papier, das war ein Pergament, auf dem eine Begebenheit aus dem Kriege aufgezeichnet war: nämlich wie dieser abenteuerlustige Sohn der Familie Corbier zur gleichen Zeit wie der Heerführer in eine hitzig verteidigte Stadt eindrang. Darunter befand sich eine wuchtige Unterschrift: es war die des Heerführers. Links davon hatte der Schreiber, der hübsch mit der Feder umzugehen verstanden hatte, das dazugehörige Bild gemalt. Darauf sah man eine hohe Mauer und zwei Leitern, auf deren Spitze zwei Männer mit gezogenem Degen standen.

Alles das war in Wirklichkeit schon etwas verwischt, aber wenn man die Corbiers fragte, so wußten sie jede Einzelheit noch genau zu erklären, und sie waren stolz darauf.

Der Alte hatte Magdalene gleich am ersten Tag gebeten, die Pistolen und den Rahmen nicht zu berühren. Sie hatte sich darüber geärgert, denn sie glaubte wohl mit diesen Dingen umgehen zu können.

Sie und da überkam sie abends, wenn die Männer schlafen gegangen waren, die Lust, die verrosteten Läufe einmal richtig zu putzen, und sie hätte sie im Hand-

umdrehen so glänzend gerieben wie ihre Leuchter oder ihre Feuerzangen.

Sie wagte es jedoch nicht, da ein unbestimmtes Gefühl der Sünde sie vor diesen alten Dingen zurückschrecken ließ.

Wenn sie so sich selbst überlassen war und ihre Leute sie nicht in Anspruch nahmen, arbeitete sie rasch und ohne einen Laut von sich zu geben. Sie wurde frei in allen ihren Bewegungen und fand zu der ihr gemäßen Arbeitsweise zurück. Sie stellte jedes Ding an seinen Platz und bereitete alles für die Arbeit des kommenden Tages vor. Ein über den andern Tag nahm sie ihren Wischlappen und scheuerte die Möbel von oben bis unten ab. Das befahl ihr der Stolz auf ihren Ruf als gute Magd.

Wenn sie fertig war, schob sie die Wiege des Kleinen neben ihr Bett und legte sich vorsichtig neben Lalie.

Die ersten Nächte waren nicht gut gewesen. Lalie kuschelte sich zusammen wie ein kleines Hühnchen und schmiegte ihren Kopf an Magdalenes Hals; diese war gewohnt, allein zu liegen und hatte zuerst schlecht geschlafen, denn das Kind kitzelte sie und hinderte sie beim Atmen.

Aber jetzt war sie daran gewöhnt. Wenn das Kind herabglitt, wachte sie jedesmal halb auf und legte das Köpfchen wieder auf ihre Brust.

* * *

Es war ein Sonntag im Juli, Michel war in Saint-Ambroise, und Magdalene gab auf das Haus acht. Sie betete allein mit den Kindern.

Boiseriot, der katholische Knecht, kam herein. Auch er sollte achtgeben, daß im Haus nichts vorkam. Er setzte sich an den Tisch und sagte:

„Die Suppe!“

Magdalene ließ sich nicht stören, denn es war die Zeit des Gebets.

„Die Suppe! Die Suppe!“

Er begann mit dem Griff seines Messers auf dem Tisch zu trommeln. Vor der Herrschaft hätte er nicht in diesem Augenblick seine Ungeduld zu zeigen gewagt.

Magdalene stand auf und stellte schweigend die Suppe vor ihn hin, ohne dabei ihren Rosenkranz loszulassen. Da ein häßliches Lächeln auf seinem Gesicht erschien, drehte sie ihm den Rücken.

Sie konnte den Kerl nicht leiden. Er war Junggeselle und ein Mann von fünfunddreißig Jahren, dabei von schwächlichem Körperbau und ohne einen übermäßig klugen Gesichtsausdruck. Er war zwar ein tüchtiger Knecht und körperlich kräftiger als es den Anschein hatte, aber er sprach wenig und sah heimtückisch aus.

Magdalene mißtraute ihm, nicht weil er katholisch war, sondern weil er sie mit seinen schillernden Augen nicht offen ansah.

Sie war siebenundzwanzig Jahre alt und hatte vierzehn Jahre auf den Höfen gedient: dabei hatte sie oft genug Gelegenheit gehabt, die Roheit der Männer kennenzulernen. Sie hatte sich immer mit einem Scherzwort zu verteidigen gewußt. Sie ließ sich durch einen Spaß nicht einschüchtern, und ihre Hand war stark genug, kräftige Rippenstöße auszuteilen.

Aber von diesen schweigsamen Männern mit den dreisten Augen wollte sie nichts wissen! . . .

Als Boisferiot fertig gegessen hatte, blieb er sitzen, um sie zu betrachten. Sie atmete erleichtert auf, als er hinausgegangen war.

Am Abend ging sie, als der Kleine eingeschlafen war, in das Gärtchen hinaus; doch da fiel ihr ein, daß die Betten der Knechte nicht gemacht worden waren.

Die Knechte schliefen in einer kleinen Kammer hinter der Scheune. Dorthin ging sie. Als sie durch den Stall kam, bemerkte sie Boisferiot, der es sich auf einem Haufen frischen Stroh's bequem gemacht hatte. Als sie näherkam, richtete er sich von seinem Sitz auf und stellte ihr ein Bein. Sie machte sich los und ging weiter, da sah sie, daß er aufstand und sich wie ein wildes Tier auf sie stürzte.

Sie hieb ihm auf der Stelle eine solche Ohrfeige herunter, daß er davon geblendet ward. Aber er blieb noch nicht stehen! Da stellte sie sich dicht vor ihn und holte mit doppelter Kraft aus.

„Schuft! Ich werde es dem Herrn sagen!“

„Dummes Frauenzimmer!“ brummte er, „du bist nicht immer so stolz!“

„Boisferiot, ich höre schlecht!“

„Und ich sehe gut . . . Du willst es dem Herrn sagen, das wundert mich nicht . . . Er wird mich bestimmt rauschmeißen . . . Du tust ja im Haus schon was du willst . . . Aber ich werde trotzdem sagen, was ich weiß.“

„Was wollt Ihr sagen, Boisferiot?“

„Ich werde es sagen! . . . Und ich werde alle Burschen aus der Umgebung herbeischaſſen, daß sie eine Raſenmuſik vor der Tür machen, während . . .“

Magdalene neigte sich nach vorn, um die ſchamloſen Worte genau zu verſtehen, dann erbehte ſie in einem fürchtbaren Zorn.

„Ah! Gemeiner Schurke! Da, nimm!“

Magdalene ſchlug wie ein Mann mit geballten Fäuſten auf ihn ein.

„Da, du Hund! Da, du Giftmiſcher! . . . Ich will dich tanzen lehren, alter Brummbär! . . . Ah, du Wicht! Ich würde dich mit meinen Holzſchuhen zertreten, wenn ich nicht Mitleid mit dir hätte!“

Um ihn nicht noch mehr zu ſchlagen, ließ Magdalene von ihm ab und lief in die Knechtekammer, wo ſie ihren Zorn an den Federbetten ausließ . . .

Der andere hatte ſich hinter ihr erhoben und pußte ſeine beſchmußten Kleider ab. In ſeinen Augen ſackerte ein böſes Licht, und er murmelte:

„Altes Dreckmensch, ich werde dir eine Raſenmuſik beſorgen!“

* * *

Am gleichen Abend bekam der kleine Georg einen Kolikanfall.

Das ganze Haus ſchließ, außer Magdalene, als das Kind anfing, unruhig zu werden und zu ſtöhnen. Magdalene ſchaukelte die Wiege hin und her. Eine Minute lang ſummte ſie im Halbschlaf vor ſich hin und bewegte die Wiege im Takt der Pendeluhr. Aber das Kind ſchrie

plötzlich auf und strampelte sich bloß. Magdalene sprang rasch aus dem Bett, nahm einen Rock um und zündete die Kerze an.

Der Kleine schrie andauernd, und immer noch stärker. Und doch konnte er sich nirgends wehtun. Er mußte also krank sein, schwer krank vielleicht, da es ihn mit solcher Schnelligkeit überfiel.

Sie begann ihn auf den Armen zu wiegen und ging dabei in der Stube hin und her; da er sich jedoch nicht beruhigte, öffnete sie die Tür nach der Diele und rief: „Corbier! Corbier! Der Kleine ist krank. Ich weiß nicht, was ihm fehlt, aber ich ängstige mich.“

Er kam sofort, ebenfalls nur mit dem Hemd bekleidet und barfuß, denn er hatte sich nicht die Zeit genommen, seine Hose anzuziehen.

Magdalene setzte das Kind auf ihrem Arm etwas hoch; sie sahen beide furchtsam auf den kleinen, leidenden Körper.

„Man müßte Feuer machen“, sagte Magdalene.

„Ich will es tun!“ sprach Corbier.

Er ging hinaus und kam dann mit einem Bündel Reisig wieder. Er war völlig verwirrt und blies in die kalte Asche. Sie mußte sich neben ihn hocken, um ihm zu helfen. Endlich loderte das Feuer empor. Magdalene setzte sich und hielt den Kleinen vor die Flamme.

„Wenn man Tee hätte . . .“, sagte sie. Und er kochte Tee aus Eibischblättern. Magdalene gab ihm dem Kind, das einen Augenblick zuvor plötzlich verstummt war, zu trinken. Nun es ihm wieder gut ging, strampelte es im Schein des Feuers und verzog die noch tränenfeuchten Wangen zu einem wiehernden Lachen, da sein Vater vor

seinen Augen einen brennenden Zweig tanzen ließ, der ein schönes, feuriges Band hinter sich herzog.

Sie waren doch dumm gewesen, derartig zu erschrecken! Sie sahen einander an, denn die gemeinsame Liebe zu dem Kind ließ ihre Herzen höher schlagen.

Magdalene wurde plötzlich sehr rot. In ihrer Bestürzung hatte sie kaum etwas angezogen. Die aufgeknapfte Jacke ließ ihren ganzen Hals frei, und das Hemd bauschte sich über ihrem vollen, weißen Busen . . .

Die häßlichen Worte des Knechts summteten ihr in den Ohren. Sie dankte Corbier und stand hastig auf, um das Kind in die Wiege zu legen.

„Dummes Frauenzimmer, du bist nicht immer so stolz . . .“

Der Kleine war wieder eingeschlafen, Corbier war wieder zu Bett gegangen, nur Magdalene lag wach: sie schämte sich ihrer Unvorsichtigkeit, und Gedanken, die sie früher nicht gekannt hatte, wälzten sich in ihrem Kopf.

Sie liebte Corbier nicht, konnte ihn noch nicht lieben! Wie alle Mädchen in ihrem Alter hatte auch sie Verehrer gehabt; mehrere hatte sie abgewiesen, und ein paarmal war sie selbst im Stich gelassen worden. Darüber hatte sie einen tüchtigen Ärger empfunden, der jedoch leicht zu heilen war. Nein, sie war keines von jenen Mädchen, die sofort, mir nichts dir nichts, den Kopf verloren.

Sie liebte nicht Corbier, sondern seine Kinder, und das war eine gute und harmlose Sache.

Gewiß war der junge Herr ein schöner Mann! Und wenn er sie, später einmal, um ihre Hand bitten sollte —, es hatte schon merkwürdigere Dinge gegeben — wenn er

sie aufrichtig um ihre Hand bitten sollte, würde sie dann ja sagen oder nein?

Die nächtliche Stunde entfloß bei dem gedämpften Ticken des Pendels in der hohen Wanduhr, und Magdalene, deren Herz erregt pochte, starrte mit großen Augen in die Dunkelheit, die das Zimmer erfüllte.

Der alte Corbier hatte schon oft zu Gideon, dem jungen Knecht, gesagt:

„Neck mir den Hans nicht, er hat heißes Blut, und du wirfst ihn am Ende noch zornig machen.“

Der Knecht pflegte auf diese Vorhaltungen, die er stets beim Essen zu hören bekam, mit einer ganzen Reihe von Beteuerungen und Beschönigungen zu antworten.

Hans stammte von einer Kuh namens Margret ab, die der Alte vor zwanzig Jahren bei einem richtigen Schneegestöber, wie man es nur früher zu sehen bekam, auf einem Dreikönigsmarkt gekauft hatte. Diese Margret war aus Nantes, und ihre hohe Gestalt bot von allen Seiten einen schönen Anblick, dazu lieferte sie eine ausgezeichnete Butter . . . Solche Röhre konnte man heutzutage suchen!

Von ihr stammte Lise, von dieser wieder Fanny, und von ihr Rosa und Hans, der graue Stier mit dem schwarzen Hals.

Es waren starke Tiere, die bei der Arbeit ihresgleichen nicht fanden und sich auch vor dem Futtertrog gehörig anstrebten. Leider aber spielte ihr heißes Blut ihnen manchen schlimmen Streich. Die Röhre waren bössartig gegen ihre Stallgenossen, zertrampelten gern die Hecken

und sprangen über die Säune. Die männlichen Tiere mußte man zähmen, so lange sie noch ganz jung waren, sonst wurden sie gefährlich. Bei Hans nun hatte man damit ein wenig länger gewartet, weil er sehr schön war.

„Hans wird dir noch die Rippen brechen!“ sagte der Alte.

Die beiden Knechte und der junge Herr zuckten die Achseln, denn sie waren gewohnt, unter den Tieren zu leben.

Gideon trat niemals zu dem Stier, ohne ihn zu necken. Der Stier antwortete, rasselte mit seiner Kette, senkte den Kopf und stieß ein langgezogenes, drohendes Gebrüll aus, das in seinem gewaltigen Schlund rollte. Der Knecht foppte ihn:

„Muh uh! Muh uh! Auf ihn, Hans!“

Manchmal packte er ihn bei den Hörnern, und der Stier, mit dem er nur seinen Spaß treiben wollte, stieß fest zu.

Allmählich wurde die Sache ernster. Aber der Bursche ließ nicht nach, und wenn er allein war, machte er sich ein grimmiges Vergnügen daraus, seine jungen Kräfte zu versuchen. Er kämpfte richtig mit dem Tier, trat mit seinen Holzschuhen und nahm sich vor den noch zaghaft zustoßenden Hörnern in acht.

Eines Tages aber wurde es gefährlich. Hans fing an und ging richtig auf ihn los. Der junge Mensch hatte gerade noch Zeit, aus dem Verschlag zu springen und ließ seinen Armvoll Futter fallen.

„Was hast du denn?“ fragte Michel, der gerade hinzukam.

„Der Hans, Herr . . . Wenn ich nicht davongelaufen wäre, hätte er mich in die Krippe geschleudert.“

Michel nahm die Sache böse auf.

„Wenn du ihn nur in Ruhe lassen wolltest. Es hat keinen Sinn, die Tiere zu reizen und heimtückisch zu machen . . . besonders wenn man ein Angsthase ist wie du!“

Der Bursche setzte sein hochmütiges Gesicht wieder auf:

„Ein Angsthase? Nicht mehr als ein anderer, das wißt Ihr! Aber Tiere sind Tiere, und ich habe keine Lust, mich zu Drei trampeln zu lassen.“

„Genug jetzt! Mach, daß du hier wegkommst! Ich will ihn schon selbst besorgen.“

„Nehmt Euch in acht, ich sage es Euch!“

Corbier schob die Schultern empor und holte einen Armvoll Futter. Der Stier hatte sich niemals feindselig gegen ihn benommen.

„Komm, Hans!“

Er warf ihm seinen Armvoll Futter hin, da bemerkte er das Heu, das dem Tier zwischen die Füße gefallen war.

„Der Feigling verdirbt mir das ganze Futter!“

Er hückte sich und raffte die größten Büschel zusammen. Als er sich wieder aufrichten wollte, rannte ihn der Stier mit dem Kopf an.

Er fiel zu Boden und wollte schreien, aber er brachte vor Schreck keinen Ton heraus. Indessen richtete er sich halb auf und konnte gerade noch in die Krippe kriechen.

Zum Glück war Gideon nicht weggegangen. Mutig und mit einer Schnelligkeit, die man ihm nicht zugetraut hätte, sprang er auf den Kopf des Stiers.

„Hilfe! Boisieriot, zu Hilfe!“

Das Tier war wider die Querstange vor dem Verschluss gerannt, die aus einem starken Eichenast bestand.

Es schnaubte, rollte wild die Augen und ließ ein drohendes Brummen hören.

Boiseriot kam mit einer schweren Eisenstange von der Scheune herübergerannt. Auch Magdalene eilte herbei; sie hatte zwischen zwei Röhren gefessen und war beim ersten Schrei aufgesprungen; dabei hatte sie den Melkschemel umgeworfen und ihren Eimer fallen lassen. Sie griff den Stier von hinten an, versuchte seine Füße zusammenzudrücken und ihn zu Boden zu werfen; doch sie erhielt einen Stoß und rollte auf die Streu.

Boiseriot schlug mit seiner Stange auf ihn ein, aber vergebens, denn Gideon, der sich an den Hörnern und am Hals des Tieres festklammerte, war ihm im Weg.

Corbier vermochte endlich zu schreien:

„Einen Strick!“

Dieser Gedanke war gerade auch Magdalene gekommen. Sie lief nach der Scheune und kam mit einem Riemen zurück. Der Stier raffte sich zu einer letzten Anstrengung auf. Sie benutzte den Augenblick, da er die Beine zusammenstellte, schlang den Riemen fest darum und warf sich zurück.

„Boiseriot!“

Der Bursche drehte sich um.

„Helft ziehen!“ sagte sie, „ich will ihn zu Boden werfen.“

Auf dem Grund seiner bösen Augen leuchtete für einen Augenblick eine Flamme auf, die sie erschauern ließ.

„Eilt Euch!“ schrie sie mit kraftloser Stimme.

Da stemmte er trotz allem seine Schulter gegen die Hüfte des Stiers, und als Magdalene plötzlich anzog, schlug das Tier zu Boden.

Corbier kroch durch die Raufe heraus. Es war ihm nicht viel geschehen. Er bemühte sich, zu lachen, obwohl er sehr blaß war und noch immer schwer atmete. Die Knechte lachten ebenfalls. Gideon wischte seine rechte Hand ab, die er an den Rüstern des Tieres mit Blut besudelt hatte. Boisieriot sah Magdalene an; diese zitterte jetzt so stark, daß sie sich an die Wand lehnen mußte.

Michel sagte schließlich:

„Ich danke . . . euch allen! Ich kann nicht sprechen . . . Ich muß erst einen Schluck trinken.“

Er verließ den Stall, und Magdalene folgte ihm.

Nach einem kurzen Augenblick kam sie zurück.

„Nun“, fragte Gideon, „geht es besser?“

„Ja, es geht . . . seit er getrunken hat . . . Aber ich bin noch ganz aufgereg.“

Sie hob ihren Schemel auf und machte sich wieder an die Arbeit. Boisieriot, der gerade einen Armvoll Futter herbeischleppte, betrachtete sie. Als er sah, daß sie in ihrer Verwirrung, ohne es zu bemerken, an dem Euter einer bereits gemolkenen Kuh zog, spielte ein grausames Lächeln um seine Lippen, und er murmelte, als er dicht an ihr vorbeiging:

„Du hast Angst um ihn, was? . . . Dreckmensch, verdammtes Dreckmensch, ich werde dir die Katzenmusik vor die Tür schaffen!“

* * *

„Wer hat sich unterstanden, das zu sagen?“ fragte Kürassier seine Mutter.

Frau Clarandeau erwiderte:

„Ich weiß es nicht . . . Ich weiß nur, daß man davon spricht, und ich ängstige mich.“

„Wer hat sich unterstanden, dir zu sagen, daß man davon spricht?“

Die alte Frau beehrte auf.

„Sei du nur ruhig, Junge. Ich werde mit diesen Dingen besser fertig als du. Man darf keinen Streit anfangen.“

Sie kannte ihren Sohn. Er war sanft und weichherzig, wenn er nüchtern war, aber wenn er getrunken hatte, begann er Streit; und bei seiner Riesenkraft konnte es immer ein Unglück geben . . .

Sie ließ nicht locker:

„Wenn du dich einmischst, wirst du die Dinge nur verschlimmern.“

Er schüttelte seinen mächtigen Kopf.

„Ich habe keinen Wein getrunken, Mutter, sieh mich doch an . . . Und ich schwöre dir, daß ich nichts trinken werde, bis ich diese Furche zu Ende gezogen habe . . . Du brauchst also keine Angst zu haben! Wer hat sich unterstanden, zu sagen, daß Magdalene mit Michel Corbier vom Mühlenhof ein unsauberes Leben führe?“

„Was wirst du mit ihm machen, wenn du hörst, wer es ist?“

„Ich werde mit ihm sprechen, und ich weiß, wie man das anfängt. Wenn man einem Lausbuben das Handwerk legen will, muß man nur richtig mit ihm reden.“

„Und wenn es eine Frau ist?“

„Ach was! . . . Gut, wenn es eine Frau ist, so kümmerst du dich darum, Mutter; aber wenn es ein

Mann ist, so geht die Sache mich persönlich an. Wer hat dir von diesem schlimmen Gerücht erzählt?"

Frau Clarandean mußte nachgeben.

„Wer mir davon erzählt hat? Marie Fantoune hat es mir heute morgen vor der Kirche gesagt, und es scheint von dem katholischen Knecht auf dem Mühlenhof, einem gewissen Boiseriot auszugehen.“

„Boiseriot sagst du? Gut! Leb wohl, Mutter! Bis Sonntag!“

„Leb wohl . . . Und vor allen Dingen fang keinen Streit an.“

Auf der Schwelle drehte er sich noch einmal um.

„Sei nur unbesorgt, ich habe nicht getrunken, und ich werde nicht ins Wirtshaus gehn. Leb wohl!“

Rürassier lief fast im Trab von Coudray nach Saint-Ambroise. Er dachte:

„Boiseriot! Ich kenne ihn zwar nicht, aber er muß aus Chantepie sein . . . Violetta hat mir einmal von einem verkommenen Kerl dieses Namens erzählt. Heute, am Sonntag, werde ich diesen Betbruder ja in Saint-Ambroise treffen.“

Als er in dem Flecken angekommen war, sagte er sich:

„Die Mutter hat recht: ich darf keinen Streit anfangen. Ich kenne ihn nicht . . . Ich könnte die Burschen fragen, die Regel spielen . . . Aber sie würden mir nicht trauen . . . Nur nicht so dumm!“

Er ging in den Tabaksladen und kaufte eine Zigarre, zündete sie aber nicht sogleich an, sondern reckte plötzlich den Kopf nach der Tür und murmelte:

„Sieh! Sieh!“

Der Tabakhändler fragte:

„Was sehen Sie denn, Herr Clarandean?“

„O nichts! . . . Ich glaubte, der junge Mensch, der da vorbeigeht, sei Boisferiot . . .“

„Boisferiot?“

„Ja, der Knecht vom Mühlenhof!“

Die Frau des Tabakhändlers erklärte ihrem Gatten:

„Ja, du kennst ihn schon! So ein kleiner, er priemt . . . Er war gerade vorhin da, im Augenblick ist er weggegangen.“

„Danke schön!“ sagte Kürassier.

Er trat rasch aus dem Laden und ging die Straße hinauf.

„Du nur langsam, du krummer Hund, mit deinem Priem . . . Ah, da bist du ja schon. Dich brauchte man nicht weit zu suchen. Ich will dir auf dem Heimweg die Zeit vertreiben, gib nur acht . . .“

Als er den Mann eingeholt hatte, sprach Kürassier ihn an:

„Ihr seid Boisferiot?“

„Zu dienen.“

„Gut. Ich habe ein Wörtchen mit Euch zu reden.“

Boisferiots Augen funkelten vor Ungeduld.

„Was ist?“ sagte er.

„Das will ich euch erzählen . . . Ihr kennt mich nicht?“

„Doch, Ihr seid ein Clarandean, der, den sie Kürassier nennen. Ihr habt doch eine gute Freundin in Chantepie? . . . Violetta, die Schneiderin? . . .“

„Das geht Euch gar nichts an, Boisferiot.“

„Entschuldigt schon, Violetta ist mein Patentkind.“

Rürassier schrak zusammen, was dem anderen keineswegs entging. Sie taten noch ein paar Schritte, dann sprach der Rürassier:

„Boiseriot, Ihr habt von meiner Schwester und ihrem Herrn schlecht gesprochen, und deshalb bin ich zornig. Ich habe es gerade eben gehört, und wenn ich Wein getrunken hätte, ginge es vielleicht nicht so glatt ab . . .“

Der andere spürte, daß er sich gewaltsam beherrschte und warf sich in die Brust.

„Ich fürchte mich vor keinem Menschen.“

„Im Augenblick habt Ihr gut reden, aber Ihr seid nicht stark. Wenn ich Wein getrunken hätte, ich will nichts weiter sagen . . . Beim Saufen gebe ich nicht immer darauf acht, wen ich vor mir habe.“

„Das kommt öfters vor?“

„So wenig wie möglich; manchmal allerdings, wenn ich in schlechter Gesellschaft bin . . .“

„Weiß Violetta von Eurem Lebenswandel?“

Boiseriot sah zu Boden und wartete auf die Antwort.

Rürassier schüttelte seinen Zorn ab und gab rasch nach:

„Das ist nicht alles . . . Ihr habt . . . Man hat schlecht von meiner Schwester gesprochen; für diesmal soll es noch hingehn! Aber wenn es wieder vorkommt, werde ich mir den üblen Schwächer kaufen, ganz gleich wer er ist, ein Andersgläubiger, ein Katholik oder ein Protestant, ein Freund, ein Fremder oder ein Feind . . . Ich werde ihn mir kaufen und ihn auf dem Kopf spazieren-gehn lassen, bis er ihm platzt! Grüß Gott!“

Boiseriot begann zu lachen.

„Ihr seid stark, aber dumm. Warum sollte ich schlecht von der Schwester eines Mannes gesprochen haben, der

sozusagen mein Patenkind ist? Und außerdem, glaubt Ihr, daß ich etwas gegen meinen Herrn sage? Fragt ihn doch, ob wir je mit einem Wort aneinandergeraten sind!“

„Was ich gesagt habe, bleibt gesagt, und Ihr könnt es den andern weitererzählen. Grüß Gott!“

„Wiedersehn! Und lernt nächstens Eure Freunde besser erkennen.“

Sie gingen auseinander. Boisferiot, der sich von seinem Schrecken völlig erholt hatte, lächelte häßlich, und Kürassier schritt langsam und ohne sich umzusehen davon. Ein Sturm tobte in seinem Herzen.

Es war abermals an einem Sonntag, an einem Sonntag im August, und es war die schweigsame Stunde der mittäglichen Raft.

Michel Corbier lag ausgestreckt auf der Tenne, den Hut hatte er über die Augen geschoben. Die Fliegen hatten ihn zuerst nicht zur Ruhe kommen lassen, denn sie flogen aufgeregt und mit lautem Summen hin und her. Nun er eingeschlafen war, setzten sie ihr Treiben munter fort, aber er war so vorsichtig gewesen, sich mit dem Kopf in einen Strohhaufen zu legen, so daß er ihrem Spiel nur noch seine Hände darbot, deren Haut hart und fast unempfindlich war.

Die Sonne brannte senkrecht hernieder, und die beiden Garbenhäufen sahen aus wie die Wände eines überheizten Ganges. Das ganze Stroh knisterte, denn es war zu reif, zu trocken und zu warm. Der Schläfer atmete schwer, da ihn die brütende Hitze bedrückte.

„Donnerwetter!“

Er war mit einem heftigen, unwillkürlichen Zucken aufgewacht. Er dehnte sich nicht lange, sondern machte die Augen sogleich weit auf.

„Donnerwetter! Das ist dumm, wirklich!“

Er murmelte ärgerlich vor sich hin, sein Mund war trocken und auf seiner Zunge lag ein bitterer Geschmack.

Jedesmal, wenn er seinen Mittagsschlaf hielt, geschah das nämliche . . . Konnte er sich denn gar nicht mehr gegen die Träume wehren? Konnte er denn niemals mehr den gesunden Schlaf eines zufriedenen und müden Mannes finden?

Er hatte sich kaum auf der Erde ausgestreckt, als ein merkwürdiges, süßes Gefühl durch seine Adern kroch.

Zuerst huschten verschwommene Gestalten an seinen Augen vorüber, Schemen und Dinge, die er nicht näher hätte bezeichnen können; hübsche Kobolde vollführten kunstvolle Tänze, und der Wind peitschte ihm die Klänge einer Sarabande in die Ohren und betäubte ihn mit einem abscheulichen, erstickenden Geruch. Endlich sah er etwas, aber nicht bald dieses und bald jenes: er sah immer nur ein paar blaue Augen, die tief waren wie die Sünde, und dann etwas Weißes, das Gestalt annahm und zu einem weiblichen Busen wurde, zu dem Busen eines geliebten Mädchens, der auf und ab wogte, sich hob und größer wurde, bis er schließlich alles mit einer siegreichen, hell aufleuchtenden Flut übergoss.

Die Begierde erwachte in ihm wie ein teuflischer Orkan . . .

Er richtete sich auf, schlüpfte mit beiden Schultern aus dem Stroh und bezwang seine Scham. Eine tiefe Trauer erfüllte sein Herz.

„Margarete, ich habe dich deshalb nicht vergessen. Du bist bei mir, wenn ich arbeite, deine Hand liegt noch in der meinen, und sie ist weicher als die Hände aller anderen Frauen.“

Er kniff die Augen zusammen, wie um die Bilder seiner glücklichen Zeit besser sehen zu können, diese flüchtigen Bilder, die er gern zurückgehalten hätte.

Aber andere Gedanken bestürmten ihn, die ihm in seinem Kummer recht sonderbar erschienen. Vergebens suchte er sie wie lästige Fliegen fortzuschrecken, sie summten noch immer und kamen ganz nahe, sie waren aufdringlich, beharrlich und grausam.

Er war froh, als er sah, wie sein Vater am anderen Ende der Tenne aufstand und zu ihm herüberkam. Sein Vater sprach viel und gern von der noch nicht sehr weit zurückliegenden Zeit, da das Leben vor Michael gelegen hatte wie ein mit blühenden Blumen übersäter Weg.

„Du hast geschlafen, Vater?“

Der Alte hatte sich neben ihn auf das Stroh gesetzt.

„Nicht lange, die Fliegen fressen einen ja auf . . . Und du?“

„Ach, ich! . . .“

Das Wort blieb in der Luft hängen, und der Alte spürte den ganzen Gram seines Sohnes darin. Er rührte sich nicht, aber seine Lider bewegten sich auf und nieder.

Zwischen Vater und Sohn hatte es niemals irgendwelche Reibereien gegeben, sie liebten einander wie zwei rechte Männer, mit einer wortlosen, aber beredten und tiefen Zuneigung.

Der Alte versank einen Augenblick in Gedanken und suchte nach Worten des Trostes. Da er keines fand, das ihm zugesagt hätte, sprach er schließlich:

„Man soll nicht borgen! Verkauf deine Ernte sofort . . . Du wirst nicht viel dafür bekommen, aber es ist doch noch besser so.“

„Was sagt Ihr, Vater?“

„Ich sage, daß du dadurch bares Geld in die Hand bekommst . . . mindestens zweihundert Pistolen. Und davon kannst du auch noch Schulden bezahlen.“

Michel machte eine etwas unwillige Handbewegung. Er war weit von alledem entfernt! Er dachte: mein Geldsack ist leer — warum geht es meinem Herzen nicht wie meinem Geldsack? Warum schwillt es von lauter schlechten Münzen an?

„Wie?“ versetzte der Vater, der die Handbewegung falsch verstanden hatte, „wie? Zweitausend Franken kriegst du bestimmt, und zwar mindestens. Das ist ein schönes Stück Geld . . . Du bist mir aber auch einer, jammert, bevor es ihm schlecht geht.“

Michel ließ ihn reden und war froh, daß er sich mit einfachen und naheliegenden Dingen beschäftigte. Die Sorge des Alltags war ein Feind, den man kannte und mit dem man sich aus alter Gewohnheit herumbalgte.

Er begann ebenfalls zu rechnen und brachte sich damit bewußt auf andere Gedanken.

„Zweitausend Franken, dabei verliere ich mindestens dreihundert . . . Und das langt auch nicht: vierzehnhundert für den Herrn, achthundertsiebzig für die beiden Knechte . . . Und die Dreschmaschine? Und die Magd?“

„Man soll nicht borgen, das macht einen Hof kaputt.“

„Wie soll man es denn machen? Verkaufen?“

Der Alte geriet in Erregung:

„Verkaufen! So lang ich lebe, nie! Das Feld mit dem großen Kastanienbaum gehört der Familie seit undenklichen Zeiten, wie bei einem adligen Gut. Und die beiden andern haben deine selige Mutter und ich gekauft. Wievielmals haben wir uns gebückt, um dieses Stück Land zusammenzutragen, mein Lieber!“

„Ich bücke mich auch, Vater, ich sehe auch mehr die Erde an, als die Wolken am Himmel. Aber ich trage nur Unglück zusammen, weil ich keine Liebe mehr außer der Euern habe, und keinen Arm mehr, der dem meinen hilft.“

Sinter diesen mit leiser Stimme gesprochenen Worten grollte die Empörung, und der Alte glaubte sagen zu müssen:

„Mein lieber Junge, das Unglück ist über dich gekommen, was willst du machen! Wir dürfen uns nicht auflehnen; man stemmt sich nicht gegen das Schicksal . . . Man beugt sich auch nicht . . . Man geht weiter . . .“

„Gewiß, und ich gehe ja auch weiter!“

Sie verstummten und saßen ohne sich zu rühren, mit gesenktem Kopf da, denn der Stolz ließ nicht zu, daß sie ihre Bewegung zeigten.

Dann begann der Alte abermals, zögernd und vorsichtig tastend:

„Wohl hast du Unglück . . . Aber du bist doch ein guter Mensch . . . Und verdienst, daß es dir gut geht . . . Wenn du nicht die Magd zu bezahlen brauchtest — und eine so kräftige — ginge alles besser. Aber in dieser Hinsicht bist du nicht schlecht dran: dein Hof geht nicht zugrunde, wie andere Höfe, die ich kenne.“

„Dah! Das geht bei uns wie bei den andern auch!“

„Nein, man muß die Dinge gerecht beurteilen . . . Du kannst keine bessere finden als diese da. Ich sehe das doch . . . Ich bin oft zu Hause . . . Wirklich, ich habe schon gemerkt, daß sie sich große Mühe gibt. Sieh doch nur selbst hin! Nichts liegt unordentlich herum . . . Betrachte dir nur die Tiere, wirf einen Blick in die Milchammer . . . Und dann ist sie auch noch in anderer Beziehung besser als die übrigen: deine Kinder springen um sie herum wie zwei junge Käzchen in der Sonne. Ich sage dir, daß ich das mit meinen eigenen Augen sehe, Junge!“

„Mag sein. Aber eine Magd ist nun mal eine Magd: man bezahlt sie und sie geht. Ihre Arbeit kommt niemals der einer andern gleich.“

„Gut, ich sage ja auch nicht . . . Aber lassen wir das, Junge; wenn dein Kummer erst einmal vorüber ist . . .“

„Er wird nicht vorübergehn.“

„Das sagt man . . . Und im Grund geht so etwas auch nie vorüber . . . Aber man kommt nach und nach wieder zur Vernunft . . . Soll ich dir etwas sagen, Michel?“

„Das könnt Ihr!“ erwiderte der Junge unruhig. „Ihr, Vater, Ihr dürft mir alles sagen.“

„Nun gut, mein Junge, du mußt dich wieder verheiraten . . . Reg dich nicht auf. Ich sage nicht: in diesem Jahr, oder im kommenden . . . Du verstehst mich? . . . Sondern wenn dein Schmerz eingeschlafen ist . . . Allerdings: je früher, desto besser, für den Hof und für die Kinder. Du hast eine tüchtige Magd, aber wie du selbst sagst, sie kann heute oder morgen fortgehn . . .“

„Und damit sie bleibt, soll ich sie zu meiner Frau machen?“

Michel hatte diese Worte rasch und mit zorniger Stimme hervorgestoßen.

„Ich spreche weder für sie, noch für irgendeine andere von denen, die ich kenne. Das ist ganz deine Sache. Ich wollte nur sagen, wenn du es tun willst, so brauchst du eine von dieser Art . . . ja, gewiß, das ist wohl so . . . eine gute Hausfrau, die lieb zu den Kindern ist und sie in unserem Glauben erzieht.“

„Lieber Vater, ich bitte Euch, sprechen wir nicht mehr von diesen Dingen.“

Er war aufgesprungen und hatte die Schultern mit einer ungestümen Bewegung emporgeschoben.

„Ja, nun habe ich dich geärgert!“ murmelte der Alte.

„Geärgert? Glaubst nur das nicht! Ich geh hinüber . . . Ich muß ein bißchen laufen . . . Die Beine sind mir eingeschlafen.“

Er ging zu den Gebäuden hinauf, lief um sie herum und trat in den Garten hinter dem Haus, in dem die Ziegen weideten. Nichts liege unordentlich herum, hatte der Vater gesagt. Er ärgerte sich, daß er sich die Wahrheit dieser Worte eingestehen mußte. Auf der Hecke war die Wäsche sorgfältig zum Trocknen aufgehängt. Er bemerkte darunter ganz zerrissene Lappen, die aber völlig rein waren. Warum hatte sie das Zeug so sorgfältig gewaschen? Hoffte sie, noch Verwendung dafür zu finden?

Er schlug den Pfad ein, der nach dem Teich führte. Früher war er an solch schönen Sonntagen wie heute mit Margarete und Lalie hier entlang gegangen. Im Schatten

einer großen Eiche, die vor der schimmernden Wasserfläche stand, hatte er die schönsten Stunden seines Lebens verbracht.

Jetzt kam er auf die Wiese, und wie ehemals glitten seine Schritte ohne einen Laut über das weiche Gras. Er schritt außen an der Hecke entlang; wie einst reiften dort die Haselnüsse in ihren kleinen, goldenen Bechern, — er hatte sie Margarete mitsamt den Zweigen gereicht, und diese hatte sie zwischen ihren gesunden Zähnen zerbissen. — Wie damals führte ein Fahrweg neben der großen Eberesche vorüber, aus deren Ästen die Amseln davonsoben. Von da aus sah man den ganzen Teich, und wenn man sich ein wenig vorbeugte, erblickte man die kugelförmige Krone der Eiche, in deren Schatten . . .

„Ah!“

Er blieb unbeweglich stehen und neigte den Oberkörper nach vorn.

Im Schatten der großen Eiche, die vor der schimmernden Wasserfläche stand, saß ein junges Weib, das eine bunte Sonntagsbluse trug, und spielte mit einem kleinen Kind . . . Genau wie damals!

Lalie hatte Magdalene wohl schon seit acht Tagen gequält, daß sie sie mitnehmen solle, um Haselnüsse zu pflücken. An diesem Sonntag hatte Magdalene endlich nachgegeben.

Da schönes Wetter war, hatte sie die Kinder sonntäglich herausgepuszt. Noch an diesem Morgen hatte sie von ihrem eigenen Geld ein kleines Fläschchen Riechwasser für sie gekauft und hatte ihre Haare tüchtig damit

angefeuchtet. An der Brust des Kleinen leuchtete es bunt wie ein Blumenstrauß.

Auf der Wiese — o wie schön war die Wiese! — hatte sie Haselnüsse gepflückt. Dann war sie langsam nach dem Teich gegangen, immer hinter Jo her, der vor ihr hintrrottete und bisweilen stehenblieb. Wie hell der Teich schimmerte!

Sie setzte sich im Schatten einer Eiche nieder und knackte die Haselnüsse auf. Mit ihrem guten Messer, das sie nur bei Hochzeiten und für die Feiertagsmahlzeiten verwendete, holte sie die rotbraunen Kerne hervor, auf die zwei kleine Schleckermäulchen hungrig warteten.

Durch meinen Garten schritt ich hin,
Mir war, als tät ich fliegen, Klaus,
Zu pflücken Rosen und Rosmarin.
Mir war, als tät ich fliegen.

Nun fing sie gar an zu singen! Woher kam ihr die übermütige Fröhlichkeit? War das Messer mit dem Griff aus Perlmutter, welches so zierlich und leicht war, daß sie es kaum in ihrer Hand spürte, am Ende das Geschenk eines Liebsten? Ach nein, . . . es erinnerte sie nur an ausgiebige Braten, aber an nichts Hübsches, das ihr Herz hätte erfreuen können . . . Oder sang sie deshalb, weil die Wiese so schön war? Oder weil der Teich schimmerte? Oder weil die Kinder lachten und gut dufteten wie wohlriechende Kräuter?

Ach was, nein, nein! Das alles ließ sich eben nicht erklären . . .

Die Nachtigall kam auf meine Hand,
Mir war, als tät ich fliegen, Klaus!

So wollte auch singen. Lalie machte lu, lulu.

Dann hat sie mir ganz leis bekannt:
,Mir war, als tät ich fliegen.'

Der Friede dieser Stunde ruhte auf Magdalene wie eine linde Hand. Sie fühlte in ihrer Brust eine unerklärliche Freude heben, die unendlich war und dennoch vergehen mußte. Da sie als achtzehnjähriges Mädchen am frühen Morgen mit den andern jungen Mägden zur Kirmeß gegangen war, war ihr ebenso zumute gewesen, leicht wie einem Sperling in der Luft.

„Ach, eine Närrin bin ich! Eine arme Biene im Regen! Eine Schwalbe im Schnee!“

Mir war, als tät ich fliegen.

Die Kinder hängten sich an ihren Hals, quietschten, stießen sie und patschten lachend, mit gewaltigen, linkschen Anstrengungen, auf sie ein. Sie ließ sich zu Boden gleiten und hielt ihnen den Kopf hin; sie vergaß alles andere um sich her und begann selbstvergessen mit ihnen zu spielen.

„Magdalene, sieh doch! He! Magdalene!“

Lalie, die nicht lange bei einem Spiel aushielt, stand neben dem Geländer am Ufer des Teiches. Zuerst hatte sie Steine in das Wasser geworfen, nun, als sie keine mehr fand, warf sie die Beeren eines Bittersüßstrauches hinein.

„Magdalene! Fische!“

Magdalene kam mit dem Kleinen herbei. Das Wasser, das von weitem ganz schwarz ausah, war im Gegenteil wundervoll klar. Wenn eine Beere in das Wasser fiel,

schossen die Fische aus der Tiefe herauf. Es war eine Art kleiner Rotaugen, die mit außerordentlicher Geschwindigkeit hin und her schwammen. Man konnte ganz deutlich ihre schimmernden Augen, ihre geöffneten Mäuler und die rosigten Flossen erkennen, die an ihrem Leib saßen wie ein Stück Spitze. Sie schnappten so schnell nach den Beeren, daß man nicht sah, wie sie verschwanden.

„Hm! Hm! Noch eine . . . die kleinen Schlecker!“

„Lalie, beug dich nicht so weit vor, komm, Lalie!“

Magdalene ging mit den Kindern nach der Eiche zurück. Sie hatte sich schon als Kind vor dem Wasser gefürchtet. Eine alte, ein wenig närrische Tante hatte ihr so viel von Kobolden und schwarzen Wäscherinnen erzählt, daß sie vor dem schlafenden Wasser der Teiche immer eine Art geheimnisvoller und schrecklicher Anziehungskraft empfand.

„Man darf nicht zu nahe herangehen, hörst du . . . Im Wasser gibt es garstige Tiere, die ziehen die kleinen Kinder an den Füßen hinein . . .“

„Wir wollen spielen, Magdalene!“ sagte Lalie ohne hinzuhören. „Ich hätte einen Laden und würde Nadeln verkaufen . . . So wäre ein kleiner Junge, und du wärest seine Mama. Ihr wäret zu Hause . . . Siehst du, die kleinen Hölzer hier, das sind Nadeln . . . Ich würde an die Tür klopfen: ‚Ist jemand da?‘ . . . Du würdest sagen: ‚Guten Tag, liebe Frau, ich möchte gern ein paar Nadeln, um meinem kleinen Jungen das Halstuch festzustechen‘ . . . Hörst du, Magdalene? So ist ein kleiner Junge . . . und du bist seine Mama! . . . Wenn es dir lieber ist, könnten es auch Plätzchen sein . . . So würde sagen: ‚Mama, ich möchte Plätzchen von der Frau . . .‘“

„Dummchen, du siehst doch, daß er das nicht sagen kann . . . Da horch!“

„Ma . . . ma . . . ma!“ stammelte Jo.

„Man muß es ihn lehren, Magdalene! Jojo, sag: Ma=ma, ich möchte . . .“

„Ma . . . ma . . . ma . . . Upp!“

„Du kannst nicht spielen, Jo“, sagte die Schwester. „Lalie spielt jetzt ganz allein.“

Magdalene, die plötzlich sehr rot geworden war, hatte den Kleinen unter den Armen gefaßt und hielt ihn ganz nahe vor ihr Gesicht.

„Jo, mein kleiner Jojo, sag: Ma-ma, Ma-ma . . .“

Sie hob die Augen bittend zu ihm auf. Die sanfte Rührung, die sie am Abend ergriffen hatte, endete in diesem sonderbaren, rauschartigen Gefühl, das ihr fremd war und ihr vorkam wie eine Art Liebestaumel. Sie wußte von nichts mehr . . . Sie schämte sich nicht . . .

„Jo, horch! Ma-ma! Ma-ma!“

„Magdalene!“

Ihre Schultern zuckten zusammen, und das Blut schoß ihr in das Herz. Corbier stand, zehn Schritte von ihr entfernt, hinter der Hecke!

Eine Sekunde lang öffneten sich Magdalenes Augen weit, und eine Sekunde lang durchflutete sie eine große Helligkeit. Dann erlosch alles. Corbier, der ganz weiß im Gesicht war, hob die Hand, wie um ihr seine Worte zuzuschleudern:

„Magdalene! Das ist eine Todsünde! Ich verbiete Euch diese Entweihung!“

Drei Tage lang redeten sie kein Wort miteinander.

Wenn die Stunde kam, da man zu Tisch ging, gab Magdalene den Kindern zu essen und aß selbst im Stehen, neben dem Ramin, ohne dabei ein Wort zu sprechen.

Corbier sprach mit seinem Vater oder mit seinen Knechten, ohne nur einmal den Kopf nach seiner Magd zu wenden. Boisferiot tat gegen seine Gewohnheit fröhlich, und unter dem niedergeschlagenen Visier funkelten seine Wolfsaugen in boshafter Freude.

Am Tage darauf hatte Michel auf eine Frage seines Vaters in der Scheune etwas unklar und mit bleicher werdendem Gesicht geantwortet:

„Es ist nichts, . . . Aber nach Euch bin ich allein Herr im Haus.“

Herr! Ja . . . er war der, welcher den Knechten befahl, Pflügen, Ausfaat, Einkauf und Verkauf bestimmte; aber er war durchaus nicht Herr seiner Gefühle. Er wußte tatsächlich nicht, welches in seinem Herzen lebte: Liebe oder Haß, Sanftmut oder Zorn. Aber Stolz war bestimmt dabei: der Stolz, dem Sieden seines gärenden und jungen Blutes nicht nachzugeben, und der Stolz, auf ein allzu hartes Wort nicht mehr zurückzukommen.

Und bei Magdalene war es wohl fast genau so. Sie hatte vor Scham geweint, und sie weinte auch aus Schmerz über die unerwartete, rohe und unsichtbare Verwundung. Dieser uneingestandene Traum, der in ihr wuchs und blühte wie ein junger Busch unter hohen Zweigen, und den man nun plötzlich zerstörte und abriß, das war in der That grausam! Ja, es war als ob man mit dem Gartenmesser kräftig in einen duftenden Weißdorn-

zweig schnitt oder mit einer Hacke aus Leibeskräften in ein Gartenbeet hieb.

... Bei einem harmlosen Scherz! Denn es war doch nur Spiel gewesen... Ganz gewiß! Lalie hatte angefangen... Man hätte sie ja fragen können... Dann hätte man schon gesehn! Solche Worte zu gebrauchen! Da sie die Kinder liebte, dachte sie bei so etwas an nichts Unredliches! Denn sie hatte die Kinder sehr, sehr lieb... Sie hätte toll werden können vor Liebe... Und sie konnte es wohl beweisen, wenn es darauf ankommen sollte...

„Todsünde!“ Ihr bildet Euch wohl etwas ein, Michel?... Weil Ihr sauber lebt!... Mein Gott! Ihr seid nicht der Einzige!

Es war Mittwochabend. Magdalene räumte aufgeregt den Tisch ab. Die Männer waren zu Bett gegangen; die Kinder schliefen.

„Ich werde gehn. Danach kann ich nicht mehr bleiben. Ich war gewohnt... Aber ich liebe nur die Kinder... Ja!... Ich werde große Sehnsucht nach den Kleinen haben... aber nicht nach den andern... Ich geh auf einen großen Hof, wie im vorigen Jahr, dort werde ich mehr Freiheit haben. Hier verdrehen sie mir den Kopf, der eine, den ich gern habe, und der andere, den ich nicht mag. Schließlich weiß man nicht mehr, was man tut... Und Arbeit soviel, wie der Tag lang ist, und noch davor, und noch danach... Keiner, der einem etwas sagt, und obendrein wird man noch beschimpft... Ich hätte gleich gehn sollen... Wenn ich sehe, wie er sich mit den andern hierhersetzt, ohne mich anzuschauen, will mir das Herz zerspringen... Das ist der Zorn... Wenn er so

sprechen würde wie vorher, könnte man es vielleicht vergessen . . . Aber nein! . . . Gut, ich gehe, Michel Corbier. Ihr könnt Euch eine andere Magd holen, meinetwegen eine, die schöner ist als ich . . . Und die könnt Ihr ja heiraten, mir soll es gleich sein.“

Magdalene hatte den Lappen in der Hand, mit dem sie den Schrank abzuwischen pflegte. Sie warf ihn fort, hob ihn aber alsbald wieder auf, denn sie dachte:

„Ich werde gehen, aber ich will nicht, daß das Unrecht von mir kommt. Ich werde meine Arbeit bis zulezt tun, und er wird nichts auszufehen haben. Morgen muß er Streit mit mir suchen . . . Ich werde mich ärgern, und dann gute Nacht! Wie könnte ich das am besten anfangen? Ah! Sieh! Das genügt mir schon!“

Sie kletterte behend auf einen Stuhl und nahm die Pistolen von der Wand. Dann schnitt sie ein großes Stück Glaspapier ab und rieb und rieb.

„Ha, ihr alten Donnerbüchsen! Ich will euch so schön machen wie die Kerzenhalter in der Kapelle . . .“

„Magdalene! . . . Eine Todsünde!“

„Brr, glaubt ihr? . . . Weil ihr dazu da wart, Menschen zu töten . . .“

„Magdalene! Das ist furchtbar!“

„Vielleicht gar Frauen oder sogar Kinder, zu jener Zeit, da die Menschen schlimmer waren als die Wilden? Sagt es doch noch einmal, Corbier, daß das furchtbar ist . . .“

Der Streit war jetzt unvermeidlich, und sie würde auf der Stelle gehen.

Schon heute abend mußte sie ihre Wäsche zusammensuchen, damit sie sie in ein paar Minuten einpacken konnte.

Sie öffnete den Schrank, legte ihre Röcke zusammen und suchte ihre Taschentücher.

Die Wäsche der Kleinen war mit der ihren durcheinandergeraten. Trotz ihres GröÙs ward ihr unendlich traurig zumute, als sie die einzelnen Stücke durchsah.

Sie nahm das Fläschchen mit Riechwasser und stellte es ganz oben in die Mitte des Wandbretts. Sie hatte es für die Kinder gekauft und wollte es ihnen auch lassen. Aber die andere, die nach ihr kam, würde es gewiß für sich nehmen. Nein, das sollte denn doch nicht sein!

Sie suchte die Leibchen, die Strümpfe und Lätzchen des Kleinen und Lalis Kittel und Haarbänder heraus. Als alle diese Dinge auf dem Tisch ausgebreitet lagen, leerte sie ihr Riechfläschchen Tropfen für Tropfen darüber, als sprengte sie Weihwasser darauf.

„Meine lieben Kinder, möge es euch Glück bringen!“

Sie wollte noch etwas für sie tun, aber es war schon spät. Um nicht die Aufmerksamkeit der Männer zu erregen, ließ sie ihre Holzschuhe stehen und schritt lautlos durch das Zimmer.

Sie bemerkte, daß Jos Strümpfe Löcher hatten und stopfte sie. Lalie wuchs rasch, ihr Sonntagskittel war zu kurz. Sie würde nichts Sauberes anzuziehen haben, und sie würde weniger schön sein als die anderen kleinen Kinder, die eine Mutter hatten . . .

Magdalene besaß eine Schürze aus altem, mit roten Blumen gemustertem Stoff; diese schnitt sie auseinander. Mit einer Geschicklichkeit, von der sie selbst nichts gewußt hatte, benutzte sie die einzelnen Stücke, um den Kittel zu verlängern und einen anderen Gürtel daranzunähen.

Es ging auf Mitternacht, denn sie arbeitete sorgfältig und langsam.

Der Kittel war neu hergerichtet, sie sah sich um, was sie etwa noch tun könne. Nichts . . . All diese armseligen, kleinen Dinge waren in Ordnung, waren sauber und rein.

Es war zu Ende. Sie weinte.

In welchem Zustand würde sich das alles in vierzehn Tagen befinden? Wer würde sich jetzt um Jo kümmern? Würde man etwas anderes mit ihm tun, als ihn mit dicker Suppe zu füttern? Abends beim Einschlafen brauchte er noch seine Flasche, und zweimal am Tag aß er ein ganz frisches, weich gekochtes Ei, das man ihm geduldig in kleinen Bissen mit dem Löffel eingeben mußte.

„Meine armen Kinder, am Ende ist die Magd, die euer Vater holen wird, gut zu euch . . . Ihr werdet sie gern haben und nicht mehr an Magdalene denken . . . Und wenn ihr groß seid, werdet ihr mich nicht mehr kennen . . .“

Sie weinte, als sie die Wäsche in den Schrank zurücklegte.

„Und doch kann ich nicht bleiben! Euer Vater ist böse . . . Und ich bin auch böse . . . Man wird böse, wenn man groß ist . . . Man lernt hart sein . . . Man ist nicht besser als die Menschen von früher, die sich gegenseitig bekriegten.“

Magdalene weinte, als sie die Wiege und das hellfarbige, neumodische Bett betrachtete.

Sie besaß in einem Kästchen ein paar Bänder, einen Ring, eine Anstecknadel und einen kleinen, silbernen Reifen. Sie nahm den Reifen und schob ihn unter Lilies Haare.

Dem Kleinen konnte sie nichts schenken, denn sie besaß nichts, das für sein Alter geeignet gewesen wäre. Und während der vier Monate, die sie auf dem Mühlenhof gewesen war, hatte sie noch nicht daran gedacht, ihm die geringste unnütze Kleinigkeit zu kaufen, die ein Andenken für ihn gewesen wäre.

Aber sie hatte ja auch nicht gedacht, daß sie so bald wieder gehen würde!

Nun, sie wollte ihn wenigstens so lange wie möglich bei sich behalten. Als sie sich ausgekleidet hatte, nahm sie das Kind aus der Wiege und legte es in ihr Bett.

Der Kleine, der halb aufgewacht war, brummte vor sich hin, denn er war ärgerlich, daß er das Nuddelchen der Flasche nicht mehr fand, das er beim Einschlafen im Mund gehabt hatte. Seine beiden Hände suchten Magdalenes Brust, und er stieß mit dem Kopf; die Lippen standen offen und bettelten . . .

Magdalene weinte nicht mehr. Sie schlief noch nicht völlig, und ihre Gedanken gingen weit fort und huschten ihr davon, ohne daß sie sie hätte zurückhalten können. Das Kind, das sich eng an sie schmiegte, hatte endlich eine ihrer Brüste gefunden, und schon halb im Traum spürte sie die Wärme zweier kleiner, feuchter Lippen, die sich bisweilen fest auf ihre Haut preßten . . .

Ding! ding! ding!

Mit einer Stimme, die so hell klang wie herabtropfendes Wasser, schlug die alte Wanduhr unten im Hause drei Uhr.

Magdalene sprang aus dem Bett. Bevor sie irgend etwas anzog, lief sie mit bloßen Füßen zu dem Ramin. Dann warf sie einen schmutzigen Lappen über die

glänzenden Pistolen, schnell, nur schnell, wie eine Verbrecherin . . .

Verlorene Mühe! Als man die Suppe auftrug, bemerkten alle die böse Geschichte.

Michel sagte nichts, aber sein Vater war einen Augenblick sehr zornig.

„Magdalene, ich hatte dir doch verboten . . .“

Magdalene bat um Verzeihung, ward über und über rot und gab vor, es vergessen zu haben. Und sie ließ sich demütig vor allen Leuten anfahren, wie ein kleines, leichtsinniges Mädchen.

Wie gewöhnlich hatten Corbier und Daru von dem Hof bei der großen Kastanie ihre Leute zusammengetan und drofchen das Korn am gleichen Tage.

Dieses Jahr fand die Drescherei hier bei ihnen statt. Da es so spät war, hatte der Unternehmer ihnen einen guten Preis bewilligt, aber die unvermeidlichen Schlemmereien fraßen den Verdienst wahrscheinlich, wie immer, auf.

Es war Sonnabend, für die Andersgläubigen ein magerer, für die Katholiken ein fetter Tag. Bei Corbier hatte man zwei Tische aufgestellt, da man befürchtete, die erhitzten Burschen möchten miteinander in Streit geraten.

Bei der Suppe am Vormittag war die Sache sehr gut gegangen. Die Corbier hatten von sich fünfundreißig Männer dabei, alte und junge, und Angehörige der verschiedenen Religionen. In der Gegend wurde nun schon seit über einem Monat gedroschen, und die Leute waren

daran gewöhnt, zusammenzukommen und gemeinsam zu arbeiten. Daher gab es selten Streit.

Kürassier war für seinen Herrn, den sie überall Rivard aus dem Tal nannten, gekommen. Während der ganzen Arbeit hatte er nicht getrunken. Magdalene, der vor diesem letzten Tag bangte, hatte ihn in der Diele festgehalten.

„Du weißt Bescheid, mach hier keine Dummheiten . . . Ich würde mich darüber aufregen.“

„Ich schütte das Korn ein und habe keine Lust, in die Dreschmaschine zu kommen.“

Da sie allein waren und er die ältere Schwester zärtlich liebte, hatte er sich nicht gescheut, hinzuzufügen:

„Und dann auch deshalb, weil ich dich vor Augen habe, meine Große . . . Wenn du willst, setz ich mich heute mittag neben den Samuel von der Heilsarmee, und du kannst einen Liter Wasser vor uns stellen.“

Die Tische waren in der Scheune, die links von den Gebäuden stand, aufgestellt. Magdalene brauchte nicht in der Küche zu arbeiten, denn sie hatte für tagsüber eine Frau genommen. Es war eine alte Andersgläubige, die mit der Maschine von einem Hof zum andern zog, um das Geschirr zu spülen und abends, wenn die Burschen allzu dreist zu den jungen Mägden wurden, den Wein auf die Tenne zu bringen.

Es waren auch Stephchen und Fridoline, Magdalenes zwei jüngere Schwestern, gekommen, um ihr zu helfen. Die eine war rotbackiger als Magdalene, die andere wettergebräunt, jung und frisch, mit einem ewigen Lächeln um den Mund, wie die Sirtin im Märchen.

Magdalene gab auf die Kinder acht und herrschte in ihrer Welt. Fridoline half ihr den Tisch der ‚Fleischlosen‘ decken, auf dem zahllose Schüsseln standen. Fridoline war eine fleißige Köchin, und die Burschen ließen sie in Ruhe arbeiten, weil sie für Scherze nicht zu haben war, sicher aber auch, weil sie nicht besonders schön war.

Stephchen und die Alte hatten sich um den Tisch der Fleisheffer zu kümmern, auf den man viel weniger Sorgfalt zu verwenden brauchte: man stellte zwei oder drei große Schüsseln mit Fleisch darauf, das ein wenig rasch und wie es gerade ging, mit Wasser, Butter und Salz gebraten worden war, ohne daß es nach etwas Rechtem schmeckte. Wenn die Alte sich über die Pfannen bückte, sah sie aus wie eine Hege, die das grobe Salz zusammen mit ihren Verwünschungen hineinwarf.

Stephchen hatte Zeit genug. Die Arbeit in der Küche machte ihr viel weniger zu schaffen als die Neckereien der Burschen. Es waren sechs Sackträger, die zwar nicht alle gerade hübsch, aber alle genau so jung waren wie sie, sechs achtzehnjährige Kerlchen, die nacheinander durch die Diele schritten und in die Kornkammer hinauffstiegen. Gideon, der zu ihnen gehörte, tat sehr wichtig, weil er hier auf dem Hof Knecht war. Er gab den andern die Stelle an, wo sie ihre Säcke auszuleeren hatten, dann kam er in die Küche und sagte:

„Das Korn ist gut, aber es sind taube Ähren darunter.“

„Das ist recht ärgerlich!“ erwiderte Magdalene, die eifrig horchte, wie der Weizen oben in der Kornkammer auf den Boden regnete. Er würde ja der Reichtum des Hauses sein.

Manchmal machte der Bursche auf der Treppe ein paar rasche, kurze Schritte und sagte, laut aufseufzend: „Man kann ja nicht mehr! Stephchen! Stephchen! Komm und hilf mir!“

„Du Schwächling!“ sagte das Mädchen, „wenn du meinen Kragen schmutzig machst, schlage ich dir hinter die Ohren.“

Aber sie stand dennoch lustig lachend in der Diele, wenn er vorbeiging.

„Stephchen, schenk mir was zu trinken ein . . . Stephchen, in deiner Küche riecht es angebrannt . . .“

„Das ist gut genug für dich . . . An welchem Tisch isst du, elender Protestant?“

„Ich? . . . An dem, zu welchem du die Suppenschüssel bringst.“

„Zu dem Tisch der Fleischesser, du verdammter Protestant!“

„Stephchen, wenn der Karneval vorüber ist, werde ich deine Backen auffressen!“

Er machte einfältige und ein wenig kecke Scherze, über die sie sich zu ärgern schien. Und als sie allein vor ihm stand, legte er leicht den Arm um sie.

Die fünf andern waren nicht weniger ausgelassen und trauten sich ebenfalls an Stephchen heran; diese aber schrie sie fürchterlich an, und da sie noch sehr jung waren, wagten sie nicht, ihre schwarzen Hände nach ihr auszustrecken.

Sie feierten übrigens nicht, und eine Minute Bummeln galt ihnen soviel wie fünf Minuten hin und her zu laufen.

Es war keine Zeit zu verlieren. Die Getreideschwinge verschlang am Tag ihre sechstausend Garben, und obwohl

sie eine starke Efferin war, durfte man nicht müßig sein, wenn man vor Einbruch der Nacht mit der Arbeit zu Ende kommen wollte.

Die Männer, die das Korn aufzuschütten hatten und auf den seitlich angebrachten Tritten standen, stopften ihr das Stroh von fern, mit vorsichtigen Bewegungen ein. Bisweilen warfen sie ihr ganze Garben zu, nach denen sie mit freudigem Bellen schnappte. Dann hörte man für eine Sekunde aus der Tiefe ihres langen, schwarzen Schlundes ein zufriedenes Röcheln. Aber sogleich begann sie wieder zu brummen, zu fluchen und zu fauchen.

Sechs Männer waren zu ihrer Bedienung da: zwei schnitten die Stricke auf und bereiteten die Garben vor, und vier Männer warfen sie in die Maschine. Diese lösten sich alle Augenblicke ab.

Rings um die Maschine waren fünfzig Leute beschäftigt.

Die jüngsten kletterten auf den Haufen und warfen die Garben herab. Die aufmerksamsten standen bei den Säcken. Die Alten waren dort, wo langsam und sorgfältig gearbeitet werden mußte. Sie hatten Rechen, mit denen sie die Spreu und die abgeschnittenen Ähren herauslasen. Oder aber sie waren dort, wo die Jungen des dichten Staubes wegen fortliefen.

Sieben oder acht muntere Burschen, die ob ihrer Kraft berühmt waren, hoben das Stroh hinauf. Die Schüttler machten ihnen riesige Garben voll zurecht; wenn sie hineingestochen hatten und ihre Heugabeln emporhoben, verschwanden sie vollkommen, und es sah aus, als kletterte das Stroh ganz allein langsam an den hohen Leitern empor.

Einer von ihnen, ein großer Mensch mit gebräunten Armen, hatte eine schöne Stimme und sang ohne innezuhalten ein endloses Lied, dessen Strophen stets die gleichen Worte zu wiederholen schienen. Die übrigen versuchten mit ihm zu singen, aber ihre Stimmen vermochten der seinen nicht zu folgen. Sie zogen es vor, von der Höhe ihrer Leitern herab aus vollem Hals zu brüllen, oder aber sie schrien:

„Etwas zu trinken! Etwas zu trinken!“

Dann kam Stephchen herbei und schenkte ihnen Wein ein. Und alle freuten sich, wenn sie das Mädchen betrachten durften, selbst diejenigen, die bereits einen Schatz hatten.

Es war die Zeit, um die man zu trinken pflegte. Sogar die Alten, die das Stroh schüttelten, griffen gern nach der Flasche und erlaubten sich mit dem Glas in der Hand manch kühnes Wort. Die Kleine ging von einem zum andern, schlüpfte zwischen den Heugabeln hindurch und sprang behend und anmutig wie eine weiße Ziege über das Stroh.

Neben der Dreschmaschine angekommen, hob sie die Flasche und rief denen, die das Stroh aufschütteten, zu:

„Heda, Männer!“

Aber die hörten nichts, denn sie gaben sich ganz ihrer eifrigen Tätigkeit hin; oder aber sie schüttelten rasch den Kopf:

„Nein . . . nein . . . Setz nicht.“

Als Stephchen zum zweitenmal vorbeikam, riefen Boisferiot und Kürassier, die gerade ihre Pause machten, der Kleinen zu; Kürassier aber nahm nur ein Glas Wasser, und der andere wunderte sich:

„Wasser! Du fürchtest dich heute vor einem Glas Wein? Ein Mann wie du!“

„Ich kenne mich, weißt du . . . Beim zweiten Glas steigt mir die Tollheit schon in den Kopf . . . Hernach kann ich ja trinken so viel ich will . . . Und dann, siehst du“, fügte Kürassier hinzu und wies auf die andern, „ich glaube, daß auch ohne mich genug dasein werden, denen der Wein zu schaffen macht . . .“

Als Corbiers Leute alle zum Mittagessen in der Scheune versammelt waren, wurden die Scherze sogleich lärmend und grob.

Der Wein war wie Öl, aber er floß dennoch rasch. Stephchen lief andauernd mit den leeren Kannen nach dem Hause.

Am Ende des Tisches der Fleischesser saß Gideon. Wenn die andern einmal riefen, rief er zehnmal, und sie unterschied seine Stimme stets genau von denen der übrigen.

„Stephchen, hör mal!“

Einmal beugte er sich vor und begann ihr etwas ins Ohr zu flüstern.

Doch Samuel, den man den Methodisten nannte, weil er der Heilsarmee angehörte, er war ein Mann von etwa vierzig Jahren und saß gegenüber am andern Tisch, tupfte Stephchen auf den Arm und sagte leise, in höflichem Ton:

„Fräulein, haben Sie doch die Güte, diese Kanne mit frischem Wasser zu füllen.“

Gereizt und mit lauter Stimme wiederholte sie:

„Diese Kanne mit frischem Wasser zu füllen! Das ist einmal ein ganz anderer. Ausgerechnet der braucht Wasser!“

Die ganze Gesellschaft begann zu lachen, und Gideon schrie:

„Das ist kein Mann, das ist ein Enterich!“

Samuel wurde rot.

„Ihr seid ein Grobian, mein Lieber. Ich tue ja niemandem etwas zuleide. Übrigens, wenn Ihr etwas davon verstündet, so wüßtet Ihr, daß der Wein . . .“

Ohne sich darum zu kümmern, wo er sich befand, hatte er sich auf seiner Bank umgedreht und begann mit jämmerlicher Stimme eine Rede, die er mit kläglichen Gebärden begleitete. Es war eine der Predigten, wie man sie bei den Versammlungen der religiösen Entschamkeitsvereinigung zu hören bekam.

Die andern, die zuerst verstummt waren, da dieses sonderbare Rauderwelsch sie einschüchterte, begannen ihn zu verspotten.

„Das ist noch ein komischer Kerl, dieser Samuel! Hat er nicht eben gesagt, es sei eine Sünde, Wein zu trinken?“

Gideon schrie: „Das ist ein Enterich!“ Er war glücklich, daß er diesen Wisz gefunden hatte. Und als Stephchen die Kanne brachte, wurde er völlig munter, hielt ihr die Hände fest und goß selbst ein:

„So, mein Entchen, nur geschnatter!“

Ohne die Beleidigung zu spüren, hob der andere sein Glas:

„Ich trinke den Wein der Erlösung . . .“

Der Rest des Sazes ging in dem brüllenden Gelächter unter. Gideon hielt ihm die Kanne hin:

„Drück dich nur nicht davor, Alter, wenn es dir gut tut.“

Mittlerweile schalt am Tisch der Andersgläubigen einer auf den Jungen. Corbier bedeutete ihm von fern, still zu sein.

Samuel sprach noch immer. Durch den Lärm hörte man abgerissene Sätze und Fesseln von Bibelversen, die durchaus nicht zu dem paßten, was er sagen wollte.

„Etliche aber werden weinen . . . Sie haben Augen und sehen nicht . . . Wahrlich, ich sage euch . . .“

Am Tisch der Fleischesser widersprach ein Protestant:

„Das stimmt ja gar nicht . . . Was in den Körper kommt, kann die Seele nicht beschmutzen.“

„Das behauptet Ihr“, entgegnete Boisferiot, „aber nicht alle sind Eurer Meinung.“

„Nein!“ fuhr ein anderer Katholik fort, „entweder ist man Christ, oder man ist es nicht. Wir haben Priester, die uns führen. Wir brauchen nur zu folgen . . . Es gibt Menschen, die wie Tiere leben . . .“

Der Protestant zuckte die Achseln und schnitt sich ein Stück Speck ab. Er war nicht gerade mehr sehr fromm, und diese Streitigkeiten kamen ihm recht dumm vor. Aber von dem Tisch der Andersgläubigen kam sofort der Gegenhieb.

„Das ist es ja! Man braucht nur dem Hirten zu folgen . . . Um so schlimmer, wenn man auf einer schlechten Weide herumläuft . . . Wer also lebt wie die Tiere?“

Als bald blickten sie sich mit haßerfüllten Augen an, die Alten wie die Jungen.

Als sich dieser Lärm erhob, hörten sie gerade mit dem Essen auf. Der Andersgläubige, der gesprochen hatte, schrie Boisferiot und seinem Kameraden zu:

„Wollen wir hinausgehen?“

Die Frauen waren herbeigeeilt und blieben zitternd am Eingang der Scheune stehen. Zum Glück war niemand betrunken, und man focht vorläufig nur mit Worten.

Rüraffier war einer der ruhigsten. Er sagte:

„Der Methodist hat recht. Er hält fest zu seiner Überzeugung. Ein jeder ist frei. Wenn er Wasser trinken will, soll er . . . Der Wein ist gut und wieder schlecht: er feuert die Menschen an, dann verbrennt er sie . . . Er sagt, daß er sich nicht vergiften will, und ich bin ganz seiner Meinung!“

Während er so sprach, goß er, ohne es zu bemerken, eine Menge bis an den Rand gefüllter Gläser hinunter und wurde nach und nach betrunken.

Magdalene beobachtete ihn, aber sie wagte nicht, ihn vor all diesen Leuten zur Vernunft zu mahnen. Sie beobachtete auch Michel, der, wie sie wußte, sehr starrköpfig und eigensinnig war und bei solchen Zänkereien sehr heftig sein konnte. Er sagte nichts, weil man sich auf seinem Hof befand, aber er war blaß, und seine Kinnbacken preßten sich aufeinander.

„Ja, sie werden sich prügeln“, sagte die Alte.

Da sie aber schon mehr derartige Schauspiele mit angesehen hatte, trat sie zwischen die beiden Tische und schrie einigen von den Männern zu:

„Schweig! Du bist ja toll! . . . So is schon . . . Und dann kannst du trinken!“

Samuel predigte noch immer mit flammenden Augen an seinem Tische. Er war aufgestanden, damit man ihn besser hören könne, er schleuderte den Kirchenbann mit vollem Schwung in die Gegend und warf alles durch-

einander, sprach vom Alkohol und vom Blut Christi, von Babylon und von den ‚verfluchten Branntweimbrennern‘.

Die Alte nahm ihm die Hände herunter.

„Schweig! Du bist ja noch toller als die andern, hörst du?“

Aber nichts vermochte ihm Einhalt zu gebieten, und Gideon, der zuerst Tränen gelacht hatte, da er zu jenen Burschen gehörte, die sich über alle derartigen Dinge lustig machen, Gideon ärgerte sich und drohte dem Prediger, ihm den Schnabel mit einem Faustschlag zu schließen: hatte er nicht mit dem Finger auf ihn und dann auch auf Stephchen gedeutet und von dem schlechten Lebenswandel der Jugend von heute gesprochen?

Der Maschinenführer war schleunigst hinausgegangen, als er sah, welche Wendung die Dinge nahmen. Nun durchschnitt ein gebieterischer Pfiff den Lärm.

Sie waren alle plötzlich ruhig und gingen hinaus. Dann folgten sie der Maschine nach dem Hof bei der großen Raftanie.

Auf der kleinen Tenne bei Daru, die inmitten der Gebäude lag, wurde die Hitze sehr bald unerträglich. Man spürte keinen Windhauch, und ein dichter Staub lag auf den Männern. Samuel, der hinter der Getreideschwinge stand und das Korn auffing, war völlig verschwunden, denn eine rotbraune Wolke hüllte ihn ein.

Einer von den Leuten, die die Garben weitergaben, ein großer, hagerer Bursche, war zu Boden gesunken. Man hatte ihn in den Schatten bringen müssen, und zwei von den Männern, die das Korn aufzuschütten hatten und gerade rasteten, sprengten ihm Wasser ins Gesicht.

Man hatte angefangen, langsam und schweigend zu arbeiten; nur der eine, der so begeistert das Stroh hinaufreichte, sang noch.

Da kam Daru mit einem Arm voll Flaschen durch die Tenne geschritten und rief:

„Auf, Leute! Es gibt Muskateller!“

Hinter ihm kamen die Frauen, und auch sie waren mit Flaschen beladen. Daru sagte:

„Versucht den mal; solchen Wein bekommt ihr beim Kaufmann nicht . . . Mein Schwager, der in der Vendée lebt, schickt ihn mir . . . Nur nehmt euch in acht: er ist heimtückisch.“

Die Männer, die von der Hitze abgestumpft waren, gossen den duftenden, köstlichen Wein wie einen gewöhnlichen Krämer hinunter. Daru wurde unruhig und rief seinen Frauen zu:

„Genug! Geht weg! . . . Sie werden mir sonst mit der Arbeit nicht fertig.“

Die Frauen gingen und nahmen die halbgeleerten Flaschen mit. Sie traten in die Scheune, wo Kürassier und Boisieriot sich stöhnend und mit schwarzen Gesichtern auf den kühlen Boden gelegt hatten. Boisieriot kostete von dem Muskateller.

„Sieh an“, sprach er, „der ist aber süffig!“

Die Frauen ließen ihm eine noch nicht angebrochene Literflasche da. Kürassier schnalzte mit der Zunge, als er getrunken hatte.

„Ja, das bringt einen wieder auf die Beine, herrje!“

Ihm wurde warm im Kopf, und er lachte vor Behagen. Er nahm die Flasche bald in die Hand, bald stellte er sie wieder auf den Tisch.

„Herrje, Boisferiot. Samuel ist ein erbärmlicher Lügner: Wein ist besser als Wasser . . . Ich hätte große Lust, die Flasche auszutrinken.“

Der andere sah ihn mit seinen listigen Augen von der Seite an.

„Die Flasche austrinken! Das bringst du nicht fertig, es würde dich umwerfen.“

Rürassier zauderte nicht: vor diesem Katholiken wollte er sich nicht selber Lügen strafen.

„Los denn!“ sprach er verächtlich, „ich bin kein Dummkopf mehr . . . Davon würde ich zehn solche Literflaschen austrinken, seht her!“

Er legte sich flach auf den Rücken und goß sich die Flasche langsam von oben in den Mund.

„Sup, schon vorbei! . . . Habt Ihr gesehn?“

Boisferiot war aufgestanden. Bei der Getreideschwinge rief man schon nach ihnen. Sie gingen wieder an ihre Plätze.

Rings um sie hatte der Lärm wieder begonnen. Die Leute, die das Stroh weiterschoben, schrien laut. Andere fielen mit knarrender Stimme ein. Der Mann, der die Ähren zusammenfegte, und ein anderer, der die Spreu herausnahm, beides bejahrte Arbeiter, stritten sich. Mit der Religion hatte es angefangen, und jetzt warfen sie sich Dinge vor, die längst vergessen waren. Sie schrien sich kräftige Schimpfworte zu, und sie wären mit den Fäusten aufeinander losgegangen, wenn sie Zeit dazu gehabt hätten.

Auf dem Tisch, wo das Stroh lag, das in die Maschine kommen sollte, warf Rürassier die Garben gewaltig durcheinander. Die Trunkenheit begann seine

Gedanken zu verwirren. Er hatte seinen Hut weggeworfen. Die Sonne brannte ihm senkrecht auf den Kopf und nahm ihm vollends die Besinnung.

„Schwapp!“

Die Maschine schwieg, denn sie war am Erstickten. Er hatte zwei Garben zugleich hineingeworfen, und dazu noch zwei schlecht gebundene.

Spöttische Rufe ertönten. Die Männer, die das Stroh hinaufgaben, schrien:

„Hoho, die da oben!“

Rürassier, der gerade dabei war, den Flegel frei zu machen, richtete sich fluchend und kampfbereit auf. Als die andern dies sahen, wurde ihr Spott um so größer, und sie brüllten in die hohlen Hände:

„Der Große ist es! Hoho!“

Oben bei ihm standen vier Katholiken. Sie neckten ihn und sagten:

„Rürassier, du verlierst deinen Gürtel! . . . Rürassier, man ruft dich in der Küche! . . . Du tätsst auch besser Steine klopfen . . .“

Boisferiot lachte und rupfte die letzten Büschel Stroh heraus. Endlich begann der Dreschflegel sich wieder zu bewegen.

Rürassier war blaß vor Zorn. Er hatte gerade gehört, wie bei der Getreideschwinge einer gesagt hatte:

„Der Kleine schüttet besser auf!“

In seiner beginnenden Trunkenheit hatten diese absichtlich laut gesprochenen Worte ihn noch mehr erregt als die Spöttelien der Männer, die das Stroh hinaufreichten.

„Das finde ich nicht. Der Große ist ihm über; er schiebt mehr Stroh ein.“

Sie standen jetzt um die Maschine und stritten sich, wer von den beiden mehr arbeitete. Der Streit ergriff sie immer mehr; der alte Zwist erwachte wieder, die Katholiken hielten zu Boisieriot und die Andersgläubigen zu Kürassier.

Als die beiden das hörten, sahen sie einander nicht mehr an. Sie beugten sich über die Klappe und arbeiteten mit furchtbarem Eifer. Boisieriot war der Geschicktere; flink wie eine Raqe warf er seine Hände nach vorn. Mit jeder seiner Bewegungen schob und stieß er das Stroh gerade weit genug, daß die Maschine es fassen konnte. Dabei schwigte er nicht einmal. Er hatte seinen Hut über die Ohren gezogen und schien die Hitze gar nicht zu spüren.

Kürassier arbeitete, als ob er mit der Maschine kämpfte. Eine sonderbare Wut beherrschte ihn, ähnlich wie an den Abenden, da er getrunken hatte. Das Blut war ihm in den Kopf geschossen und verjagte alle seine gewohnten Gedanken, die sanft und vernünftig waren. Er preßte die Kinntbacken aufeinander, riß die Augen weit auf und bebte in einem wahnsinnigen Zorn; er war zornig auf Boisieriot, auf die Katholiken, auf die Dreschmaschine, auf das Stroh, auf alles! Er schnellte mit dem Oberkörper nach vorn und segte wütend über die Klappe.

„Der Kleine schüttet besser auf! . . .’ Hergott, ich will es ihnen zeigen! . . . Verdammte Brut!“

Er schrie:

„Herbei! Herbei mit dem Stroh!“

Die Männer, welche die Stricke aufschnitten, schoben ihm ein paar Garben hin, und er warf seine langen Arme mit aller Gewalt nach vorn . . .

„Lach!“

Man hörte das Krachen der zermalnten Knochen. Der Maschinenführer war auf den Hebel gesprungen, der die Maschine in Gang setzte, und klammerte sich mit irren Augen an ihm fest. Und alle die da sangen und die da stritten, die in dem Stroh standen, die auf den Leitern und die auf dem Garbenhaufen, alle standen unbeweglich, mit erhobenen Händen, und ein Schrei des Entsetzens war ihnen in der Kehle steckengeblieben.

Über der Klappe, durch die das Stroh eingeschoben wurde, lag Kürassier mit dem Gesicht nach unten: die Dreschmaschine hatte ihm einen Arm abgerissen.

Man hatte ihn in das Spital geschafft und alles abgeschnitten, was die Dreschmaschine an seiner rechten Schulter hatte stehenlassen.

Als er wieder zu Bewußtsein gekommen war, hatte er zu den Ärzten gesagt:

„Ihr hättet mich besser ganz draufgehen lassen sollen . . . Oder meint ihr etwa, ich könnte so leben!“

Drei Stunden lang hatte er ihnen einen schönen Tanz vorgeführt. Mit wilder Stimme und ohne zu ermatten hatte er geschrien:

„Ich bringe mich um . . . ich bringe mich um!“

Aber diese bösen Gedanken waren mit dem Fieber verschwunden. Jetzt war er ein sehr geduldiger und sanft-

mütiger Patient, der allerdings wegen seiner überaus traurigen Gemüthsstimmung nicht rasch genas.

Fast sein ganzes Blut war aus der gräßlichen Wunde geströmt. Er war immer noch so weiß wie seine Tücher, und wenn er den Kopf hob, blieben seine blauen Augen vor Schwäche in den Höhlen stehen.

Seine Mutter hatte ihn besucht, ebenso seine Schwester Fridoline und sein Herr, Rivard aus dem Tal. Aber diese ersten Besuche hatten ihn geschwächt, und die Ärzte hatten jeden an der Tür zurückgewiesen. Dennoch ließ man am zweiten Sonnabend Magdalene ein; eine Pflegerin führte sie durch lange Gänge, deren weiße Nacktheit ihr das Herz zu Eis werden ließ. Magdalene dämpfte ihren Schritt hinter der schweigsamen Wärterin und murmelte:

„Dies ist das Haus des Todes . . . Armer Junge, wie gern möchte ich dich hier heraushaben!“

Als die Pflegerin sie in das Zimmer des Kranken geführt hatte, fühlte Magdalene, wie sie schwach wurde. Er hatte hastig die Decke hochgezogen, um seine verstümmelte Schulter zu verbergen, und in seinem farblosen Gesicht bemühten sich die Augen, zu lächeln.

Sie küßte ihn, und beide sahen sich eine Minute lang schweigend an. Aber dann nahm sie sich zusammen, um nicht ihre ganze Kraft ihrer Erregung zu opfern, und sprach:

„Ich finde, daß du trotz allem gut aussehst . . . Du wirst bald gesund sein, Küraffier . . .“

Er erwiderte ganz leise:

„Sag Hans zu mir, liebe Schwester . . . Seit meiner frühen Jugend hab ich den stolzen Namen getragen, weil

ich ein so starker Kerl war. Aber jetzt ist meine Kraft dahin und wird nie wiederkommen. Ich beklage mich nicht; es ist meine Schuld.“

„Aber nein! Glaube mir, es ist nicht deine Schuld . . . Was kommen muß, kommt . . . Alles ist lange vorher bestimmt.“

„Ja du, du bist gut. Du bist die beste . . . Wenn du hier wärest, würde ich rascher gesund.“

Mit seiner Linken, die schmal und weiß geworden war, hatte er eine ihrer Hände ergriffen und spielte mit ihren Fingern.

Ein wenig Blut stieg in seine Wangen. Es sah aus, als suchte er die Worte für eine sehr kühne Bitte.

„Magdalene, ich will dir was sagen . . . Ich habe dich mit großer Ungeduld erwartet, und ich bin froh, daß du grad heut gekommen bist . . . Ich habe da etwas, das möchte ich niemandem außer dir sagen . . . Magdalene, in Chantepie wohnt ein Mädchen, das ich seit langem innig liebe . . .“

„Violetta, die Schneiderin? . . . Glaubtest du denn, ich wüßte das nicht?“

„Ja, Violetta . . . Sie ist ein strammes Mädchen und hat ein paar Augen im Kopf, die gerade das Gegenteil von den deinen sind . . .“

Magdalene tat, als lachte sie:

„Ein schönes Mädchen, was? Du brauchst mir nicht zu erzählen, wie sie aussieht, ich kenne sie. Morgen sind es genau zwei Jahre her, daß ich sie auf der Kirmes in Chantepie gesehen habe.“

Er wurde wieder traurig.

„Es ist morgen zwei Jahre her, wie du sagst . . . daß ich zum erstenmal mit ihr gesprochen habe. Ich wollte damals auch auf die Kirmes nach Chantepie gehn . . . und sie wollte dort auf mich warten. Sie hat mich sehr lieb, und jetzt macht sie sich meinetwegen Sorgen . . . Magdalene, sie soll wissen, wieviel ich auf diesem Schmerzenslager an sie gedacht habe.“

„Aber ich werde nicht gut nach Chantepie gehn können, weil die Kinder zu Hause sind.“

„Daran habe ich gedacht . . . Ich habe die Schwester sehr höflich um etwas Papier gebeten, und sie hat mir welches gegeben . . . Sieh hier!“

Er suchte unter seinem Rissen und hielt Magdalene einen Bleistift und einen zerknitterten Umschlag hin.

„Ich bitte dich darum, schreibe ihr, daß sie sich keine Sorge machen soll, und daß es ein Trost für mich ist, wenn ich weiß, daß sie ruhig und voll froher Hoffnung ist.“

Magdalene hatte den Bleistift genommen, wandte aber ihre Augen ab, damit ihr Bruder nicht sehen solle, wie das Mitleid in ihnen emporstieg.

Der Unglückliche! Wie sehr er dieses katholische Mädchen liebte, dem Magdalene und ihre Mutter nicht trauten!

Die würde sich schon nicht solch große Sorge machen! Sie hatte sich noch nicht nach ihm erkundigt, und niemand hatte gehört, daß das Unglück ihres Verlobten sie erschütterte habe.

Zweifellos war es noch nicht genug mit dieser Verwundung, zweifellos war es noch nicht genug mit dem Elend, gegen das er nun sein ganzes Leben lang würde

kämpfen müssen . . . Er sollte noch dazu ein wundes Herz in der Brust tragen! Wie schwer war doch das Leben!

„Mein armer, großer Junge, du solltest dich nicht mit solchen Gedanken quälen . . . In ein paar Tagen . . . wenn du etwas kräftiger bist . . .“

Aber er bat mit flehenden Augen:

„Nein, Magdalene! Gleich, ich bitte dich darum . . . Schreib hier, sieh, auf dieser Platte . . . daß ich deine Hand über das Papier gleiten sehe.“

Sie legte ihr Blatt dahin, wo er es wünschte und begann zu schreiben. Zuvor aber sagte sie ihm jeden Satz laut auf:

„Meine liebe Violetta,

Ich schreibe Dir nicht mit meiner eigenen Hand, wegen des Unglücks, das mich getroffen hat. Aber ich lasse Dir diese Zeilen von einem ernsthaften Menschen schreiben, bei dem man kein langweiliges Geschwätz zu befürchten braucht.

„Violetta, ich habe viel gelitten, doch ich habe Dich immer vor Augen gehabt, selbst als es mit mir am schlimmsten stand . . .

„Sage ihr, daß ich bestimmt damit rechne, mich bald mit ihr zu verheiraten. Die Versicherung wird mir eine Rente zahlen — der Arzt hat es mir gesagt — und so bald ich wieder gesund bin, bekomme ich von der Regierung eine Stelle.“

„Ah, um so besser!“ sagte Magdalene. „Darüber bin ich sehr froh. Ich schreibe also: Ich glaube, daß wir gut leben können mit dem Geld, das . . .“

„Nein . . . Nein . . . Nicht so! Ich möchte nicht, daß du das schreibst . . . Schreibe nur, daß ich sie noch genau so gern habe wie zuvor.“

Sie schrieb also:

„Ich habe Dich heute genau so gern wie zuvor, denn mein Herz wird sich niemals ändern. Wenn Du willst, können wir bald heiraten . . .

Und dann fügte sie trotzdem hinzu:

„. . . sobald ich imstande bin, unsern Lebensunterhalt zu verdienen, was nächstens der Fall sein wird, das darfst du hoffen.“

Zum Schluß schrieben sie:

„Liebe Violetta, ich will nicht, daß du meinetwegen traurig bist. Morgen ist Kirmes in Chantepie: ich bitte Dich, geh wie immer hin. Wenn ich wüßte, daß Du mit den anderen Mädchen in Deinem Alter lustig bist, würde ich mich sehr freuen.

„Liebe Violetta, Du kannst mir an die Adresse Hans Clarandean ins Spital schreiben. Ich küsse Dich, wie ich Dich zum erstenmal vor zwei Jahren am Kirmesstag bei Dir zu Hause geküßt habe. Und die Unterschrift ist von mir.“

Er nahm den Bleistift und unterschrieb mühsam, bei jedem Buchstaben innehaltend, seinen Namen. Dann fiel sein Kopf, der noch blasser geworden war, auf das Kissen zurück.

Magdalene schrieb die Adresse:

„An

Fräulein Violetta Duvrard,

Näherin in Chantepie

„Schreib ‚persönlich‘ dazu, damit der Briefträger es nicht einer andern gibt . . . So . . . Danke schön! . . . Und jetzt vergiß nicht, ihn sogleich in den Kasten zu

werfen . . . Ich bin sehr froh, daß du heute gekommen bist!“

Die Pflegerin hatte die Tür ein wenig geöffnet:

„Hier wird zuviel gesprochen; es ist genug für heute.“

„Sie haben recht“, sprach Magdalene, „ich gehe. Ich komme bald wieder.“

Als sie das Zimmer verließ, rief er noch, und sein ganzes Herz lag in diesen Worten:

„Vor allem vergiß nicht! . . . Sobald du hinauskommst . . .“

Magdalene warf den armen Brief sogleich in den Kasten, und er kam, wie er sollte, am Sonntagmorgen in Chantepie an.

Violetta saß zu Hause bei ihrer Mutter und nähte. Sie machte sich eine Bluse für die Versammlung; das Muster lag vor ihr in einem Katalog, der aus Paris gekommen war.

Die städtische Mode verlangte dieses Jahr, daß man feine Schultern und vor allem den Busen zeigte, und Violetta versuchte, diese Mode auch in dem Flecken Chantepie einzuführen, in dem es so manches eitle Mädchen gab.

Für sich selbst hatte sie ein kühnes Muster gewählt, das bis zum Busen spitz ausgeschnitten war.

Sie traute sich jedoch nicht, ebenso keck in den Stoff hineinzuschneiden.

Der Briefträger öffnete die Tür:

„Fräulein Violetta! . . . ‚Persönlich‘ . . . Das ist ein Liebesbrief, mein schönes Kind.“

Sie erwiderte nichts und begnügte sich damit, die merkwürdige Adresse zu lesen, die von einer fremden Hand mit Bleistift geschrieben war.

Als der Briefträger gegangen war, riß sie den Umschlag auf. Bei den ersten Zeilen stieg in ihren jungen Augen das Mitleid mit dem hübschen Burschen auf, dessen Liebe ihr geschmeichelt hatte und der jetzt für immer so entstellt war.

Aber dies Gefühl war nur von kurzer Dauer; sie grub ihre spitzen Zähne in die Unterlippe. Warum sollte sie denn nicht mit den andern auf die Kirmes gehn? Nein, wahrlich, er war zu dumm . . . Das wurde ja lächerlich.

Sie schüttelte ihren braunen, über und über mit Haarwickeln besteckten Kopf und murmelte:

„Einer verloren . . . Dafür muß ich zwei andere finden.“

Und da sie mit ihren zwanzig Jahren die Männer schon kannte und den Köder wußte, auf den sie lüstern sind, beugte sie sich über die zusammengereichte Bluse und öffnete mit zwei Schnitten ihrer Schere ein V, das noch größer war als das in dem Katalog.

Auf dem Mühlenhof hatte das Unglück, das damals beim Dreschen geschehen war, seinen trüben Schein über jedermann geworfen. Als Magdalene den Leuten auf dem Hof und den Nachbarn, die gekommen waren, um Näheres zu erfahren, von dem Stand der Dinge berichtete, spürte sie in den Worten, die man ihr sagte, ein großes Mitleid.

Selbst Boisferiot wurde in solchen Augenblicken blaß, und er, der selbst mit zugeesehen hatte, ließ sich nicht gern dazu herbei, von dem Unfall zu erzählen. Aber er war zu schlecht, als daß sein Herz hätte rein sein können; sein Mitleid war wie ein Knäuel Garn, das an den Stacheln eines Dornenstrauches befestigt ist. Mag sein, daß er einen dunklen Gewissensbiß empfand, oder vielmehr die Angst, eine allzu schwere Sünde begangen zu haben, die keine Buße mehr auslöschen konnte; jedenfalls aber mischte sich dieses Gefühl mit einer gemeinen Freude über die befriedigte Rache.

Der Arzt nährte immer wieder die Hoffnung des Verwundeten auf die Prämie der Versicherungsgesellschaft und auf die Stelle, die man ihm nach seiner Genesung verschaffen würde.

Magdalene glaubte, daß diese Versprechungen bald Wirklichkeit würden und erzählte in gutem Glauben davon. Aber Michel nahm ihre Reden nicht ohne Widerspruch hin, obwohl er dabei vorsichtig war, um sie nicht vor der Zeit zu betrüben.

„Er hat eine ganze Literflasche ausgetrunken, ehe er auf die Maschine stieg . . . das ist bekannt . . . und darauf wird man sich stützen, was die Stelle der Regierung betrifft . . .“

Er machte eine unbestimmte Bewegung mit der Hand, da er nicht in Gegenwart Boisferiots sprechen wollte, der mit den Pfarrern befreundet war und bei den Wahlen nicht für die gleiche Partei wie er stimmte.

Magdalene hörte ihm zu und war überrascht von diesen sanften Tönen, die sie nicht gewöhnt war. Sie fühlte dunkel, daß er so sprach, um nicht an ihren Schmerz zu rühren, und dafür wußte sie ihm Dank.

Sie wußte ihm auch Dank für die Gefälligkeit und für den Eifer, mit dem er ihr die häufigen Reisen in die Stadt erleichterte. Er hatte zu ihr gesagt:

„So oft Ihr Euern Bruder besuchen wollt, geht hin und kümmert Euch nur ja nicht um das übrige.“

Michel war nicht mehr der wunderliche junge Herr mit den unruhigen und strengen Augen. Seine Heftigkeit hatte sich völlig gelegt, und er sprach wie ein guter Kamerad mit vernünftiger Überlegung und stets gleichbleibender Laune.

Magdalene hatte ihn so lieber. Und trotz der damals gefallenem Worte, die sie nicht vergaß, lebte in ihr noch eine ruhige Hoffnung, die über ihr Herz wehte wie ein lauer und stiller Wind nach einem verheerenden Sturm. Später — wer mochte das wissen — würde das, woran man im Augenblick nicht denken durfte, vielleicht nach und nach kommen.

Sie sagte sich:

„Und ich bin doch nicht fortgegangen; ich habe keinen Dickkopf aufgesetzt . . . Wenn ich so fortgegangen wäre, sogleich und ohne zu überlegen, was wäre dann aus mir geworden? Was täte ich ohne Lalie und Jo? Sicher würde ich mich anderswo nicht eingewöhnen, da ich nicht bei ihnen wäre!“

Ihre Liebe zu den Kindern nahm in der That eine wunderbare Wachsamkeit an.

Sie liebte ihre Mutter, ihre Schwestern und Michel, sie war ganz außer sich über das Unglück ihres Bruders, und auf der andern Seite gab es Leute, die sie verachtete oder denen sie nicht traute. Im Geist erschien ihr eine große Anzahl lieblicher oder trauriger Bilder, aber sie

gingen alle vorüber und lösten einander ab wie die Reisenden in einer Herberge. Für Lalie und Jo war der Tisch immer gedeckt. Sie hatten gepolsterte und weiche Sitze, ihnen gehörten die besten, mit feiner Wolle ausgestopften Stühle, und davon sollten sie nicht herunter müssen.

Magdalene wunderte sich selbst insgeheim.

„Ihr guten Kinder, ihr macht mir so viel Mühe, und doch seid ihr wie Könige“, dachte sie.

Ob sie mit ihnen im Hause war oder auf dem Waschplatz, oder gar in der Kapelle, immer war ihr Herz auf der Suche nach etwas Neuem für sie.

„Ich werde Lal e ein blaues Band ins Haar binden . . . Sie ist so blaß, sie wächst zu viel. Ich will ihr eisenhaltiges Wasser bereiten, damit sie kräftiger wird. Jo ist zufrieden, wenn er mir auf den Kopf patschen darf. Ich kann jeden Morgen eine Viertelstunde mit ihm spielen . . . Ich brauche nur früher aufzusehen.

Sie wollte, daß die Kinder genau so glücklich sein sollten, als wenn ihre Mutter noch lebte. Die Liebe machte sie geschickt und erfinderisch. Sie verstand zwar eigentlich nur mit Nadeln zu stricken, doch sie hatte auch ein wenig häkeln gelernt und hatte jedem von ihnen für den Winter einen hübschen Mantel aus blauer Wolle gemacht.

Sonntags kleidete sie Lalies Puppe an und machte dem Kleinen Peitschen aus geflochtener Rinde oder Binsenstühlchen.

Und dann lehrte sie Lalie die Gebete und die Namen der Wochentage und wie man an den Fingern zählt.

Die Kleine lief immer hinter ihr her, wie ihr Schatten. Was Jo anging, so tat auch er, was er konnte, um ihr zu

folgen. Sie setzte ihn auf dem Hof oder im Garten ab, aber er fand sie im Haus wieder und sprang ihr schreiend an den Rock, um ihr Angst zu machen.

Er hatte ein wenig spät zu sprechen angefangen. Nun wollte er gleich alles auf einmal sagen und stolperte über die schwierigen Worte. Dabei begann er je nachdem hell-auf zu lachen oder zornig mit dem Fuß aufzustampfen.

Er sagte „Papa“ und „Lalie“, aber das Wort „Magdalene“ war zu lang für ihn, und er versuchte es gar nicht erst auszusprechen. Und doch fing er eines Tages an zu schreien: „Lene . . . Lene . . . Lene!“

Magdalene hob ihn in einer plötzlichen freudigen Aufwallung an ihr Gesicht. Doch dann kam ihr sogleich ein grausamer Gedanke, der ihr das Blut aus dem Herzen trieb. Lene, das war wohl die Abkürzung ihres Namens, aber es war auch die Abkürzung eines anderen Namens, den anzunehmen sie nicht das Recht hatte.

In Chantepie und in Sainte-Ambroise, aber auch in anderen Gegenden des Landes sagte man statt Patin „Lene“; das war ein sehr geläufiger Ausdruck, und er wurde von den Erwachsenen wie von den Kindern gebraucht.

Die ‚Lene‘ des Kleinen war Georgine, jene Schwägerin Michels, von der man im Haus nicht mehr sprach, und deren Platz Magdalene eingenommen hatte.

„Lene! . . . Lene! . . .“

Dieser Name rührte Magdalene wie jener andere Name, der zu schön und den zu tragen ihr versagt war. Sie empfand, als sie ihn hörte, den gleichen Schauer einer schuldbewußten Freude und preßte das Kind, von Rührung übermannt, an ihre Brust.

„Ich weiß nicht, mein kleiner Jo, ob ich ganz recht tue, wenn ich dich das sagen lasse.“

Noch am gleichen Abend sprach sie mit dem alten Corbier, da sie sich nicht an Michel selbst zu wenden wagte.

„Ich wollte Euch etwas fragen . . . Es ist wegen des Kleinen . . . Er nennt mich Lene, der goldige Kerl . . . Aber ich weiß nicht, ob Euch das recht ist, noch ob es seinem Vater recht ist . . . Wenn es Euch nicht gefällt, könnte ich ihn vielleicht dazu bringen, daß er mich anders ruft.“

Sie stand im Dunkeln, als sie diese Worte sprach, und der Alte sah nicht ihr angstvolles Gesicht und ihre Augen, die voller Tränen standen. Aber er spürte das Zittern in ihrer Stimme und entgegnete wohlwollend:

„Du regst dich wegen einer Kleinigkeit auf, armes Kind. Was tut es, ob du ‚Lene‘ oder ‚Magdalene‘ bist? Wenn du gut zu ihm bist, so ist das die Hauptsache, und er wird dir später dankbar sein, daß du den Platz derer, die nicht mehr da sind, gehalten hast.“

„Das ist auch mein größter Wunsch . . . Und sonst wollte ich nichts!“ sagte sie und ging schleunigst hinaus.

Von diesem Augenblick an war sie für Jo und auch für Lalie nur noch Lene.

Den ganzen Tag hörte man diesen Namen; er ging wie ein sanftes Wehen durch das Haus. Von den plappernden Lippen kam er so einschmeichelnd und zart wie der Ruf eines Vogels. Er war für die Freude da und für den Schmerz, er war die letzte Zuflucht, die unendlich starke und unendlich gute Anrufung des Beschützers.

Michel hatte nichts dagegen gesagt, und als Lalie ihn mit ihren Fragen quälte, geschah es auch ihm, daß er sagte:

„Ich habe jetzt keine Zeit . . . Frag Lene!“

Darum verzieh Magdalene ihm völlig seine groben Worte von früher.

Sie fühlte, daß man sie mit anderen Augen ansah, als man eine Magd gemeinhin ansieht, sie, das einfache Mädchen, das gewohnt war, im Kreis von Männern, deren ganze Arbeit dem Segen der Erde gilt, seine Arme überall und zu jeder vorkommenden Arbeit herzugeben. Sie war durch die Kinder die wirkende Seele des Hauses geworden, die über alles wachte und alle zusammenhielt.

Michel dachte nicht mehr daran, ihr zu widersprechen. Wenn Margaretes Bild noch immer lebendig und unbefiegt in ihm wohnte, so wurden doch die Umrisse eines anderen mit jedem Tag etwas schärfer. Er fühlte, wie er langsam, mit einer sanften und bestimmten Gewalt, von ihm ergriffen wurde.

Der Winter war gekommen mit seinen langen Abenden, an denen man kaum etwas zu tun wußte. Boisferiot ging früh zu Bett, und Gideon nahm an den Vergnügungen der Jugend in den umliegenden Dörfern teil.

Wenn er seine Suppe gegessen hatte, schlief der alte Corbier sofort in seinem Lehnstuhl ein, und Michel blieb allein zurück, um mit seiner Magd zu wachen.

Aber seine übersäumende Kraft hatte sich beruhigt, und die bösen Trugbilder belästigten ihn nicht mehr. Ruhig sah er jetzt auf Magdalene, welche nährend unter der Lampe saß, die ihr helles Licht auf ihren blonden Nacken warf.

Mitunter spann sie, nachdem sie die Lampe aus Sparsamkeit herabgedreht hatte. Dabei sprach sie kaum ein Wort; nur die zerbrechliche Spindel furrte. Von Zeit zu Zeit stand Magdalene auf und näherte sich der Wiege auf den Zehenspitzen. Aber dann begann die Spindel sogleich wieder zu tanzen. Rrtt! . . . Rrtt! . . .

Michel war gerührt und wälzte seine langsamen Gedanken.

„Diese hier spinnt . . . Aber die Frauen von heute, gleich ob Magd oder Herrin, finden keine Zeit mehr für so etwas . . . Vielleicht ist das nur eine schlechte Ausrede. Der Fleiß ist eine seltenere Sache als früher . . . Mein Vater sagt es, und alle alten Leute sagen es . . . Für sie ist das eine Art Triumph über die Jungen . . . Ja, aber vielleicht haben sie doch recht. Eine fleißige Frau, das bedeutet viel in einem Hause, und in dem meinen bedeutet es alles . . . Es ist, wie wenn ein leichter Frühlingsregen auf eine trockene Wiese fällt. Wenn die Unordnung so weiter gegangen wäre, so hätten meine Kinder über kurz oder lang betteln gehn können . . . Ich muß an sie denken . . . Sie sind behütet wie die kleinen Hühnchen in einem Fußwärmer . . . So muß es bleiben . . . Das Leben ist mit der Jugend nicht zu Ende. Ich bin über die Dreißig hinaus, das ist das vernünftige Alter. Wenn ich mich entscheiden sollte, so wäre es gewiß anders als beim erstenmal . . . Damals war ich vierundzwanzig Jahre alt, und die Welt strahlte wie eine erleuchtete Kapelle . . . Jetzt aber sind alle Kerzen erloschen! . . . Und doch muß man auf seinem Wege bleiben. Man kann sich nicht immer die Hände an einem Reifsigfeuer

wärmen . . . Ein wenig Blut macht den Abend erträglicher . . . Wenn ich mich entscheiden sollte, so würde ich etwas Rechtes und sehr Vernünftiges tun.“

An Weihnachten ging Boisierot zur Beichte, und zwar bei dem Pfarrer von Saint-Ambroise, von dem man wußte, daß er den Kampf gegen die Andersgläubigen führte. Nachdem der Knecht die gewöhnlichen, kleinen Sünden gebeichtet hatte, kam er ausführlich auf die Hauptsache zu sprechen. Aber vorsichtigerweise zog er seinen Anteil rasch, mit einem Ruck, aus der Tasche, ohne indessen ganz auszupacken. Der Priester erwies sich auch nicht als sehr neugierig.

Er war kein böser Mensch, dieser Priester, aber sein Eifer war groß, und groß war auch die Hast, mit der er alle Andersgläubigen wieder in den Schoß der Kirche zurückführen wollte, denn sie waren schließlich nichts als ein Häuflein wunderschöner, verirrter Schafe.

Der Beichtende, der sich beschuldigte, eine Andersgläubige zur Frau zu begehren — er sagte wohlweislich ‚zur Frau‘ — schien ihm kein so sehr großer Sünder zu sein. Dadurch würde man vielleicht sogar eine Seele gewinnen, und man würde sie an einem Sonntag im Marienmonat mit großem Pomp zur Taufe führen. Und was jenen Punkt anbetraf, daß er sich eines Tages beim Dreschen dem Ruhm der Kirche zuliebe ein wenig gestritten und bei dieser Gelegenheit einem der Lasterer Böses gewünscht habe, so komme dies eben schon einmal bei einem Manne von heftiger Gemütsart vor, meinte er, dessen Glaube jedoch im übrigen durchaus schön und vorbildlich sei.

Als Boisferiot den Beichtstuhl verließ, war sein seelisches Gleichgewicht völlig wiederhergestellt, und er kehrte vergnügt wie ein Knabe, der von der Kommunion kommt, nach dem Mühlenhof zurück.

Magdalene war gerade an jenem Tag auch nach Saint-Ambroise gegangen. Sie hatte für Lalie und Jo zwei Apfelsinen und ein Pfund Weißbrot mitgebracht. Boisferiot sah, als er hereinkam, den noch offenen Korb auf dem Tisch stehen und besaß die Kühnheit, Magdalene in einen Winkel der Diele zu drücken:

„Dumme Gans“, zischte er, „behalte wenigstens deine paar Kröten! Glaubst du, er würde dich in den Augen der Leute zur wahren Herrin machen, selbst wenn du seinen Lieblingen einen Scheffel Apfelsinen und einen ganzen Sack Weißbrot kaufst? . . . Hör mich an, wenn du gern . . .“

Er vermochte nicht weiter zu sprechen, denn sie stieß ihn hinaus.

An einem der folgenden Tage jedoch machte er abermals einen Versuch. Er brachte es fertig, sich ihr in der Scheune, in der Knechtstammer und sogar im Hause vertraulich zu nähern; und mehr als einmal war sie froh, daß sie stark genug war, um von einem so armseligen Burschen, wie er es war, nichts fürchten zu müssen.

Eines Sonntags im Januar traf er sie auf der Straße nach Saint-Ambroise und begann neben ihr herzugehen. Die Straße war breit, und man sah viele Menschen, die zur Messe oder auch nur zu einem kurzen Gebet gingen. Sie wagte nicht, ihn von dem Weg zu drängen und mußte seine abscheulichen Worte und Drohungen mit anhören. Entweder sie würde nachgeben, erklärte er ihr,

oder aber alle jungen Leute aus der Umgegend wider sich aufwiegeln . . . Und wer würde sie jetzt verteidigen, da ihr Bruder ein Krüppel war? . . .

Sobald kein Mensch mehr in Sicht war, verjagte sie ihn mit Steinwürfen.

Von diesem Tage an rüstete er zu seiner Rache.

Es schien ihm, daß Gideon ein vollkommenes Werkzeug für dieses üble Geschäft sei, und er begann ihn zu bearbeiten und zu schärfen wie ein Okuliermesser.

Der junge Mensch war, wie er selbst übrigens auch, nur bis zum ersten März eingestellt worden. Boisferiot's Vertrag war für einige Zeit verlängert worden, aber Gideon hatte sich noch nicht mit dem Herrn einigen können, und es war anzunehmen, daß er in wenigen Wochen gehen würde. Er verlangte dreihundert Franken Lohnerhöhung, und Michel wollte ihm eigentlich nicht soviel zugestehen. Gideon war nicht sehr geschickt, und vor allen Dingen nicht sehr folgsam. Er merkte wohl auf die Befehle, die man ihm gab, aber niemals sofort, und seine erste Eingebung war, das Gegenteil davon zu tun. Außerdem vertrödelte er, ohne allerdings faul zu sein, unterwegs die Zeit, da er sich in seiner jugendlichen Verspieltheit überall etwas zu schaffen machen mußte.

Boisferiot begann also, ihn gegen Michel aufzuhezen. Er tat es unauffällig, damit der andere seine Absicht nicht wahrte.

Wenn der Herr wegen einer schlecht getanen Arbeit brummte, sagte er zu dem jungen Knecht:

„Soll er es doch selber einmal machen . . . Er wird schon sehn, ob das so leicht ist!“

Oder aber:

„Hast du noch nicht genug von der Sorte? Oh, ich habe niemals Vorwürfe wegen meiner Arbeit ertragen können . . . Ihr seid nicht zufrieden? Guten Abend! An deiner Stelle würde ich abhauen, wenn meine Zeit um ist!“

Gideon hatte schon ganz anderes Gebrumm angehört, ohne seinem Herrn deshalb zu grollen; aber da er den Sieb spürte, fluchte er wie einer, der gehenkt werden soll:

„Ganz bestimmt, lieber Gott, und ob ich abhaue . . . Und der Teufel soll mich holen, wenn ich mich jemals nach dem Hof zurücksehne!“

Der andere schüttelte den Kopf.

„Es ist aber auch wahr, verdammt nochmal, armer Junge, dir hat er es zu schlimm gemacht!“

Nachdem er Gideon einmal so weit gebracht hatte, daß er ging, begann er von Magdalene zu sprechen.

„Wir werden hier bald nichts mehr zu essen bekommen, und die Tiere werden besser genährt sein als wir. Es muß eine andere Köchin bei, geh! Die hier ißt den Speck selbst und läßt uns den Kohl übrig.“

Er brachte den jungen Menschen zum Lachen, als er von ‚diesem dicken Mensch‘ sprach. Ihr Busen war gewiß so schwer, daß sie alle ihre früheren Liebhaber damit erstickt hatte . . .

„Alle . . . nein! Ich drücke mich nicht richtig aus . . . Einer bleibt ihr noch übrig . . .“

„Wer denn?“ verfezte der Bursche und wandte sich über seiner Arbeit um.

„Das . . . du bist noch zu jung, um das zu verstehen.“

Er machte eine entrüstete Miene und fügte zwischen den Zähnen hinzu:

„Es ist schändlich! . . . Es geht etwas vor sich! . . .“

Indessen ließ Gideon sich nicht so rasch gegen Magdalene einnehmen, und das aus mehr als einem Grund.

Als Boisferiot endlich wagte, die letzten Worte in seiner Gegenwart fallen zu lassen, begehrte er heftig auf:

„Nein, das ist nicht wahr! Ihr wollt mich nur zum Narren halten!“

„Es ist mir nicht etwa erzählt worden . . . Ich habe es selbst gesehen, verstehst du wohl!“

Der Böfewicht brauchte jedoch ein paar Tage, bis er Gideon überzeugt hatte.

Endlich aber kam ein Nachmittag, da Boisferiot den Burschen auf die Sache genügend vorbereitet glaubte.

Sie hatten an diesem Tag lange gearbeitet, und da es ein Fasttag war, gab es eine recht magere Suppe. Obendrein hatte Michel während des Essens gegen Gideon gewütet. Als die beiden Knechte zu ihrem Arbeitsplatz zurückgekehrt waren und vor einer Weißdornhecke standen, die sie niederschlagen sollten, begann der Junge, um sich zu erleichtern, lauter als gewöhnlich zu singen.

Boisferiot ließ ihn singen und begann dann seinerseits zu reden. Er rief ihm noch einmal alles ins Gedächtnis, die Scheltworte des Herrn, die Länge der Fastenzeit, den schlechten Lebenswandel der Leute auf dem Hof, und endlich sagte er lachend:

„Hör zu . . . Das ist eine Raßenmusik wert.“

„Eine Raßenmusik? Herrgott, ich mache mit, wenn Ihr mitmacht!“

Der Bursche hatte dies gesagt, um ihn herauszufordern; aber der andere wich sofort zurück.

„Ich, nein, dafür bin ich zu alt.“

Gideon, der geistig durchaus nicht zu langsam war, wurde sofort mißtrauisch.

Boisferiot fuhr mit gedämpfter Stimme und ohne den Kopf zu heben fort:

„Ich bleibe erstens hier; du gehst in etwa zehn Tagen weg . . . Du brauchst nur das gleiche zu sagen wie die andern Burschen; sie werden alle mit dir kommen. Jetzt, wo ihr eure abendlichen Zusammenkünfte nicht mehr habt, bietet sich euch hier die Gelegenheit zu einer schönen Unterhaltung. Als ich achtzehn Jahre alt war, machte ich auch bei einer großen Ragenmusik mit. Es war in Chantepie, vor der Tür eines Schusters, dem hatte seine Frau ein fremdes Kind ins Nest gelegt. Wir waren unser zehn oder zwölf und vollführten jeden Abend rings um sein Haus einen Höllenlärm mit Kochtöpfen, Eimern und durchlöchernten Pfannen . . . Und zwar so sehr, daß er aus der Gegend verschwinden mußte. So hab ich in meinem Leben nicht mehr gelacht . . . Alle Leute waren auf unserer Seite. Und hier würde es natürlich genau so sein. Derartige Dinge darf man nicht dulden, und es ist an der Jugend, sie zu verhindern.“

Gideon schüttelte den Kopf.

„Nein . . . nein . . . das geht mich nichts an. Und dann ist da auch die Familie . . .“

„Welche Familie? Die der Clarandean? Eine saubere Familie! Du weißt aber auch gar nichts! Die jüngste Tochter, die voriges Jahr bei der Dreschmaschine war . . . Hast du nicht über sie reden hören? . . . Sie treibt es noch schlimmer als die hier, und sie drückt sich den ganzen Tag in der Gegend rum . . .“

Gideon, der mit seinem Messer auf einen Weißdornzweig einhieb, hielt jäh ein:

„Das ist gelogen!“

Aber der andere, der blindlings auf sein Ziel lossteuerte, um möglichst rasch zu einem Ende zu kommen, bemerkte weder die zornige Gebärde, noch den zornigen Tonfall.

„Gelogen? Frag doch die Burschen aus Saint-Ambroise, die ihr am Sonntag vor acht Tagen in den Wald bei Beaufrêne nachgegangen sind . . .“

„Was sagt Ihr da, Boisferiot? Sagt das noch einmal, damit wir sehn können . . .“

Boisferiot dachte gar nicht daran, still zu sein und rief oben von seiner Hecke herab:

„Ja, in den Wald bei Beaufrêne . . . Und erst am letzten Sonntag waren an derselben Stelle wieder vier bei ihr . . . Hoho! Was hast du denn, du Simpel?“

Gideon hatte sein Messer weggeworfen und war auf ihn losgesprungen.

„Verdammter Schuft, ich will dich lehren, solche Sachen zu erfinden! Stephchen . . . die hat an jenen beiden Sonntagen nach dem Gottesdienst an der Straße gefessen, die nach der großen Schlucht führt, . . . und ich saß neben ihr, wenn du es wissen willst . . .“

Boisferiot machte sich los, aber der Junge stieß ihn in die Hecke, daß er sich mit dem Hinteren mitten in die Dornen setzte. Er hielt ihn mit der einen Hand fest und begann ihm mit der andern, die in einem Handschuh aus hartem Leder stak, aus Leibeskräften in die Rippen zu schlagen. Mit Tränen des Zorns in den Augen schrie er:

„Da nimm! Nimm! Das ist für deine Lügtenmärchen . . . Ah ja, Stephchen war in dem Wald bei Beaufrêne . . . Sag es doch noch einmal, du dreckiger Lügner! Ah ja! Der Herr lebt nicht sauber mit seiner Magd . . . Was geht das dich an? Da nimm, du dreckiger Lügner! Ich muß eine Katzenmusik machen . . . Lieber Gott, das will ich, und zwar auf deinem Fell!“

Als sie sich wieder aufrichteten, stand Michel hinter ihnen. Er sagte:

„Schön, seid ihr jetzt fertig?“

Dann wandte er sich zu Boiseriot:

„Komm mit ins Haus!“

Der Knecht machte eine wütende Bewegung, aber Michel ver setzte:

„Geh vor mir her . . . Aber sofort!“

Und seine Stimme war so, daß Boiseriot aus Furcht vor weiteren Schlägen gehorchte.

Als er sein Geld in der Tasche und seine Kleider zusammengesucht hatte, verließ er die Knechtekammer und schritt nach dem Haus hinüber.

Da er sah, daß Michel nicht mehr da war, öffnete er die Tür und sprach mit zusammengebissenen Zähnen:

„Ich gehe . . . Auf Wiedersehn! . . . Ihr habt mir einen kleinen Biß ver setzt, dafür will ich Euch das Herz durchbohren.“

* * *

In diesem Jahr wurde der Teich hinter dem Mühlenhof ausgefischt. Der Pachtvertrag verlangte, daß das Wasser alle drei Jahre abgelassen und die Fische ver-

kaufte würden. Der Erlös floß zum einen Theil dem Besitzer und zum andern dem Pächter zu; jener hatte sich als Gerechtfame eine Abgabe von sechs der größten Karpfen ausbedungen.

Man hatte also am Montag vor Fastnacht die Schützen geöffnet. Das Wasser floß unter einem hohen Damm durch einen gemauerten Zapfen und ergoß sich dann in einem kleinen Bach auf die tieferliegenden Wiesen.

Am Montagabend war das Wasser noch sehr wenig gefallen, aber am Dienstagmorgen kam bereits ein Streifen Schlamm zum Vorschein, und die nahe am Ufer lebenden Fische begannen auszureißen und das Wasser mit wütenden Schwanzschlägen zu peitschen.

Am Mittwoch endlich wurde gefischt.

Schon beim ersten Tagesgrauen stellte sich ein Gastwirt aus Saint-Ambroise hinter dem Mühlenhof ein.

Nach ihm zögerten auch die Buben aus der Umgegend nicht mehr länger; zuerst waren zwei von ihnen da, dann zwei andere, und dann waren es schon zehn. Bald standen dreißig Burschen und Mädchen zum Gotterbarmen eingemummelt und mit blaugefrorenen Nasen umher.

Die Fische begannen aus dem Wasser zu springen. Sie gerieten alsbald in die ‚Pfanne‘ ein kleines Becken von geringer Tiefe, das am Ende von einem ziemlich feinen Gitter abgeschlossen ward. Zuerst kamen die Weißbarsche; sie schwammen rasch und in dichten Scharen herbei, aber als sie sich einmal in dem schon trüben Wasser der Pfanne befanden, schienen sie zu merken, daß sie einen falschen Weg eingeschlagen hatten und gaben sich die größte Mühe, durch den Spund wieder hinaufzuschwimmen. Aber die Strömung war zu stark

und trieb sie zurück. Sie schwammen erschrocken hin und her. Nach ihnen kamen die Rotaugen und dann die Brassen. Das Becken geriet in eine wundersame Bewegung und wurde zusehends lebendig. Zahllose kleine braune Striche glitten unter der Oberfläche des Wassers dahin. Von Zeit zu Zeit stieg einer der großen Brassen aus der Tiefe herauf, um dann mit einer plötzlichen Wendung kehrtzumachen; sie waren ganz flach und sahen aus wie glänzende Zinnplatten.

Um neun Uhr fing man an zu fischen. Gideon und Alexis, der neue Knecht, waren jeder mit einem großen Handnetz ausgerüstet. Sie standen am Rand des Beckens und tauchten die Netze ununterbrochen in das Wasser. Hinter ihnen nahm ein Mann die Fische in Empfang und warf sie in die Löcher, die man vorher gegraben und mit Wasser gefüllt hatte, um die Fische hineinzusetzen.

Noch nie war der Fischfang so gut gewesen. Michel selbst war erstaunt. Das kam sicher daher, daß es gelungen war, seit dem vorhergehenden Fischzug alle Hechte zu fangen.

Die Knaben standen über das Gitter des Beckens gebeugt und schrien:

„Er entwischt! Er hat Junge, die gehn durch!“ oder auch:

„Hoppla, Meister! Habt Ihr nicht gesehn? Eben sind zwei aus dem Netz gesprungen . . . Und da ist einer krepirt und schwimmt auf dem Wasser . . .“

Als Gideon ein schöner Brasse entwischte und auf der anderen Seite des Gitters herabfiel, sagte ein dicker, rotbackiger Junge von etwa zehn Jahren rasch entschlossen:

„Warte! Denen will ich es zeigen!“

Er nahm einen Korb, schlug seine Hose und seine Ärmel hoch und sprang in den Bach. Beim ersten Zug fing er den Brassen und fünf oder sechs Weißbarsche.

„Der Schlingel ist gar nicht einmal so dumm!“ sagte Michel. „Hier, fang sie!“

Er leerte den Zipfel seines Netzes über dem Gitter aus, und ein Duzend Weißbarsche fielen in das Wasser wie die Funken eines Feuerwerks.

Nun machte ein anderer Junge mit, darauf noch einer, und dann alle, oder fast alle. Von Zeit zu Zeit warf Michel ihnen Fische zu, und sie wateten laut schreiend im Schlamm umher. Die Körbe waren ihnen im Weg, und sie schlugen sich, um die guten Plätze zu erlangen.

Ein kleiner Junge, der von den anderen zurückgedrängt wurde, klapperte mit den Zähnen, denn er stand bis zum Rücken im Wasser. Er wollte gerade entmutigt heraufsteigen, als er einen prachtvollen Brassen aus dem Wasser hob.

Er sprang auf die Wiese und warf ihn wie eine Wurf scheibe auf das Gras.

„Wo willst du ihn denn hintun?“ fragte Michel.

„In meinen Brustlaß . . . Ich habe schon andere drin, guck!“

Er löstete sein Hemd und zeigte zwei Weißbarsche und drei oder vier Köpfe von Rotaugen vor, die durch das Gitter abgerissen worden waren. Er schob den Brassen auf seinen Magen und fügte hinzu:

„Das ist wie eine Leibbinde, aber keine warme!“

Auf dem Damm, der an dem Teich entlang führte, rief plötzlich eine weibliche Stimme:

„Fris!“

Dem Jungen blieb der Atem in der Kehle stecken:

„Was, zum Teufel! . . . Mama!“

Die Mütter kamen tatsächlich. Sie brachten Butterbrote, saubere Blusen und Schlipse mit, denn die Buben waren in großer Eile weggelaufen, ohne sich Zeit zum Essen zu nehmen und sich fertig anzuziehen.

Als die Mütter das nasse Häuflein erblickten, schimpften sie weidlich drauflos. Aber es war vergebens, denn die Freude der Kinder schlug so hohe Wellen, daß sie dieses Konzert gar nicht hörten; sie blieben wo sie waren, entschlossen, von nichts anderem etwas wissen zu wollen, und nahmen die Kopfnüsse ergeben hin.

Gegen elf Uhr erschienen die wirklichen Spaziergänger.

Der erste war ein dicker Mann mit rotem Gesicht, dessen Ankunft keinerlei Überraschung hervorrief. Man nannte ihn den „Fischotter“. Er lief überall hin, wo in einem Teich gefischt wurde und ging vier Meilen zu Fuß, um frische Fische zu essen.

Aber er aß auch wirklich! Seine Gefräßigkeit konnte sich sehen lassen, und die Leute aus der Umgegend waren stolz auf ihn. Er blieb sechs geschlagene Stunden am Tisch sitzen, ohne ein Wort zu reden, ohne den Kopf zu drehen, ja ohne nur die Fußspitzen zu bewegen, und aß, und aß, und aß.

Viele Neugierige ließen es sich etwas kosten, ihm einmal gegenüberzusitzen und ihn draufloskauen zu sehen. Die gewöhnlichen Fresser lösten einander umsonst ab, wenn es Fisch gab, denn er setzte vier bis fünf schwitzende Eßer matt.

Er kam sogleich an das Becken und erkundigte sich:

„Die Schleien sind noch nicht heraus?“

„Nein“, sagte Michel, „aber hier kommen die ersten.“
Er seufzte aus Herzensgrund:

„Ah! Um so besser!“

Dann ging er, ohne sich weiter aufzuhalten, zu dem Gastwirt, um ihm die Neuigkeit mitzuteilen.

„Wißt Ihr, es gibt Schleien . . . Die müßt Ihr Euch ansehen.“

Der andere beeilte sich.

„Ich laufe rasch hin . . . Aber zuerst will ich Euch einen guten Platz aussuchen . . . Setzt Euch hierher, seht Ihr, an die Mitte des Tisches . . . An diesen Platz wird die Schüssel gestellt. Und dann hört zu: Ihr könnt wirklich essen . . . Das ermutigt die übrigen . . . Ich werde Euch selbst bedienen . . . Aus Freundschaft . . . Verstehet Ihr? Ich verlange nichts von Euch . . . Nur eßt, eßt viel!“

„Ich werde mein Bestes tun“, erwiderte der Fischotter aufrichtig.

Er hatte sich kaum gesetzt, als drei Leute aus Saint-Ambroise ihm gegenüber Platz nahmen und einen gebackenen Fisch bestellten.

Die Reihen der Neugierigen auf dem Damm oben wurden dichter. Die ganze Jugend aus der Umgegend war da. Es ging her wie bei der Kirmes.

Auch Händler waren gekommen und hatten fast alle kleinen Fische mitgenommen; die Frauen von den Vorwerken hatten sich beeilen müssen, um auch noch billig zu den kleineren Fischen zu kommen.

Michel verkaufte allein. Er wog nicht, sondern begnügte sich damit, die Menge nach dem Augenmaß abzuschätzen. Die Frauen drängten sich um ihn und wandten jede erdenkliche List an, um abgefertigt zu werden, ehe sie

an der Reihe waren. Eine Alte, die ganz zuletzt gekommen war, hatte sich sofort in die erste Reihe geschmuggelt, und da Michel gerade ein paar schöne Fische in die Hand genommen hatte, schob sie die Körbe der andern beiseite und hielt den ihren mit hochgeklapptem Deckel hin.

„Hier . . . Gib hierher, mein Süßer!“

Die jungen Leute oben auf dem Damm begannen zu lachen und wiederholten:

„Mein Süßer! Mein Süßer! Gib hierher, mein Süßer!“

Michel hob den Kopf; gerade über ihm stand eine Gruppe junger Mädchen, und eine von ihnen, sie war groß und sehr hübsch und zeigte ihre blendend weißen Zähne, sah ihn fest an.

„Mein Süßer! Mein Süßer!“

Er ärgerte sich, daß er so schlechte Kleider anhatte . . .

Der Teich war inzwischen völlig geleert worden. Jetzt sah man nur noch ein großes, schwarzes Becken, sechs Sektar Schlamm, durch den sich ein schmutziges Bächlein schlängelte.

Die großen Fische kamen zum Vorschein. Es waren riesige Karpfen, und man mußte sie einzeln fangen. Die beiden Knechte waren in das Becken hinabgestiegen und patzten darin herum. Sie waren bis über die Ohren mit Schlamm bespritzt, freuten sich aber trotzdem über die seltsame Arbeit. Die Uale erschienen einer nach dem andern am Eingang des Zapfens, doch sie gerieten sogleich mit dem Kopf in den Schlamm und ergriffen schleunigst die Flucht. Die größten von ihnen allerdings blieben auf dem Boden des Teichs liegen. Fast überall

sah man riesige Uale. Es mußten welche darunter sein, die schon sehr alt waren und die man noch nie hatte herausstreiben können.

Die Zuschauer deuteten auf einen, der in der Nähe lag. Ein junger Bursche sagte:

„Ich will ihn schon holen!“

Als man es bezweifelte, wettete er.

„Du brauchst ihn dir nur zu nehmen“, sagte Michel, „ich schenke ihn dir, und noch einen Franken obendrein.“

Der Junge zog sich also aus, schlupfte in eine alte Hose und watete in den Schlamm hinein. Dieser ging ihm bald bis an den Gürtel, und da er, von dem Gelächter der andern angefeuert, eigensinnig weiterging, fiel er auf den Bauch, ohne sich wieder erheben zu können. Die Mädchen gaben ihm absichtlich falsche Ratschläge:

„Dreh dich nach rechts! . . . nach links! . . . Er liegt drin wie eine Fliege im Rahm.“

Man mußte ihm einen Strick zuwerfen und ihn auf's Trockene ziehen wie einen Baumstamm. Er ging nach der Wiese hinunter, um sich am Bach zu waschen, und die Jungen liefen mit ihm.

„Ein Photograph!“

Dieser unvermittelt ausgestoßene Schrei brachte alle auf die Beine. Ein Herr kam zu Rad mit einer Dame, die einen Hut aufhatte, und stellte mitten in der Wiese einen Apparat auf. Er lugte einen Augenblick unter seinen schwarzen Vorhang, dann gab er ein Zeichen, daß er sprechen wolle, und alle schwiegen.

„Wenn ihr wollt, daß ich euch abnehme . . .“

„Ja! Ja! Wir wollen!“

„Gut, dann muß ich euch ein bißchen stellen . . . Ein paar dort oben auf den Damm, die andern auf die Wiese hinter die Fischer . . .“

Sie stellten sich alle in einer Gruppe zusammen und traten ungeduldig von einem Fuß auf den andern. Dann blieben sie unbeweglich stehen. Aber so sah es nicht gut aus, und der Herr kam selbst, um ihnen ihre Plätze anzuweisen.

„Ihr stellt euch hierher . . . Du, Kleiner, ein bißchen weiter vor . . . Und daß ihr euch nicht mehr rührt!“

Sie standen zu dicht aneinander gepreßt, und der Herr mußte die einzelnen Gruppen mit der Hand lichten. Seine Bewegungen waren flink, als wenn es gegolten hätte, Äpfel auszulesen.

„Wir Fischer wollen uns nicht dazustellen“, sagte Michel.

„Aber doch, mein Lieber! Und zwar so, wie Ihr seid. Ich werde Euch einen oder zwei Abzüge schicken.“

„Das ist mir gleich, aber ich schäme mich. Wir sind zu schmutzig, um uns als erste vor all die hübschen Leute zu stellen.“

Er drehte sich um und sah die an, die hinter ihm standen. Sie waren ungefähr hundert Leute, und sie gaben sich gewaltig Mühe, stramm zu stehen und einen schönen Anblick zu bieten. Die Mütter standen mit erhobenem Kopf da und suchten mit den Augen ihre Knirpse, die man vorne hingestellt hatte. Die Burschen gaben den Mädchen ihren Arm. Der Herr hatte sie nach seinem Geschmack, nach ihrer Kleidung oder nach der Größe zusammengestellt, und die verliebten Burschen standen nicht bei ihren Schätzen. Aber niemand wagte sich zu rühren, denn sie hatten Angst, daß dann alles mißglücken könne.

Michel sah drei Schritte hinter sich vor den anderen das schöne Mädchen stehen, das ihn vorhin so lustig angeschaut hatte. Der Herr hatte sie einem Bäckerburschen aus Saint-Ambroise an den Arm gehängt, aber sie hatte sich ruhig losgemacht, um sich weiter vorn und da, wo es ihr gefiel, hinzustellen.

Sie war von hohem Wuchs und hatte geschnürte Hüften und einen vollen Busen. Unter den schwarzen Haaren schimmerte ihr Gesicht wie lauter Milch. Vor allem ihre Augen aber waren wundervoll: sie waren sehr groß und tiefschwarz und leuchteten dennoch hell; sie sprühten Funken und sandten feurige Strahlen aus wie die glitzernden Sterne in einer schönen, frostklaren Nacht.

Michel fühlte, wie das Blut in seinen Adern schwoll.

„So dicht neben Euch werde ich aussehen wie ein schmutziger Flecken, mein Fräulein . . . Ihr würdet Euch besser neben einen der Burschen im Sonntagsanzug stellen.“

Sie entgegnete offen:

„Das finde ich nicht . . . Ihr seid bei der Arbeit, das sieht doch ein jeder!“

Ihre Augen verschwanden unter den langen Wimpern, als sie hinzufügte:

„Ihr habt Glück: er hat Euch gesagt, daß er Euch Bilder schicken wolle . . . Ich hätte auch gern eines!“

„Achtung!“ schrie der Photograph. „Sind wir fertig?“

Sie hob die Augen und riß mit einem raschen Griff ihr Umschlagetuch herunter. Ihr Busen erschien hell und weiß unter dem durchsichtigen Tüll.

Der Photograph hob die Hand.

„Achtung! Ich zähle . . . Eins!“

Michel hatte gerade noch Zeit, den Kopf herumzudrehen.

„. . . Zwei! . . . Drei! Danke schön!“

Man begann zu husten, zu lachen und zu rufen. Die Buben schlugen Purzelbäume.

Michel drehte sich sofort halb herum, aber das Mädchen ging schon weg. Er wollte ihr zuerst nachlaufen, wagte es aber dann doch nicht. Er folgte ihr mit den Augen, als sie mit ihrer biegsamen und schlanken Gestalt durch die ein wenig schwerfälligen, altmodisch gekleideten Leute hindurchschritt. Als sie etwa zwanzig Schritte gegangen und oben auf dem Hang angekommen war, blieb sie stehen. Ihre Augen wanderten einmal kurz hin und her, dann trafen sie Michels Augen, leuchteten plötzlich auf und blieben fest in ihnen ruhen. Sogleich danach trat sie auf den Damm und verschwand.

Nun wurde Michel doch unruhig. Es waren kaum noch Käuferinnen da, nur noch zwei oder drei Frauen machten ihm das Leben sauer, verlangten diese Fische statt jener und schrien, er betrüge sie, und es stehe einem wohl frei, zu handeln, wenn er es denn wissen wolle.

„Ei gewiß! Ei gewiß! Das steht euch frei . . . und mir auch!“

Mit einer ungestümen Bewegung hatte er die Fische, die er in der Hand hielt, von sich geworfen.

„Jetzt könnt ihr ein Augenblickchen auf mich warten, wenn ihr wollt . . . Ich geh nach Hause.“

Er wusch sich die Hände, und nachdem er Gideon befohlen hatte, an seiner Stelle auf die Fische achtzugeben, ging er davon.

Auf dem Damm neben dem Teich und auf dem ganzen Pfad, der nach den Gebäuden hinüberführte, schob sich

eine fröhliche Menge dahin. Aber die, die er suchte, war nicht darunter zu finden. Er ging denselben Weg zurück, den er gekommen war, schritt nach der Wiese hinunter und schlug ein zweites Mal den Weg nach dem Hause ein.

Der Gastwirt hatte seine Tische in der Scheune aufgestellt. Am Eingang herrschte ein großes Gedränge. Michel trat hinzu, um zu sehen, was es gäbe. Aber er fand dort nur den ‚Fischotter‘, der inmitten der erhitzten Burschen seelenruhig seine Schleien aß. Er zuckte verächtlich die Achseln und wandte ihnen den Rücken zu.

Wo war sie nur?

Michel wollte gerade nach dem Teich zurückgehen, als sie ihm ganz allein entgegenkam. Sie wiegte sich in den Hüften und war so sehr mit ihren Gedanken beschäftigt, daß sie zusammenschrak, als er sie anredete.

„Na, schönes Fräulein, ist Euch Euer Schatz davongelaufen, weil Ihr allein spazieren geht?“

Sie erwiderte:

„Ihr habt mich erschreckt. Ich hatte Euch gar nicht gesehen.“

Er mußte nichts anderes, als zu wiederholen:

„Euer Schatz ist Euch wohl davongelaufen?“

„Ich habe keinen Schatz.“

„Das ist schade!“

Sie sah ihn an und neigte dabei den Kopf ein wenig. Ihre Augen saßen sanft wie Samt zwischen den eng beieinander liegenden Brauen.

„. . . Ihr seid nicht von hier? Ich habe Euch noch nirgends gesehen.“

Statt darauf zu antworten, fragte sie:

„Und Ihr? Ihr seid wohl der Sohn des Hauses?“

„Ich bin der Sohn des Hauses und bin hier der Herr . . . Deshalb habt Ihr mich mit den Klatschbasen feilschen sehen, und deshalb habe ich meine gewöhnlichen Holzschuhe und meine Werktagshose an.“

Sie sah ihn noch immer an und spielte mit ihrem Umschlagetuch. Er fuhr fort:

„Ich habe mit dem Photographen gesprochen. Er hat mir nochmals versichert, daß er versuchen wolle, mir zwei Bilder zu schicken. Und jetzt bin ich froh, daß ich Euch treffe: ich wollte Euch sagen, daß Ihr eines davon bekommt.“

„Das ist ein nettes Andenken . . . Danke schön!“

„Da habt Ihr recht. Wenn die Bilder schön ausfallen, dann Eurettwegen.“

Sie hob ein wenig die Schultern, so daß ihr Umschlagetuch herabglitt, und begann zu lächeln.

„Ihr versteht zu schmeicheln!“

„Ich sage, was ich denke. Das Bild soll ein Geschenk für die Schönste sein, und es macht mir ja nichts aus, da ich zwei davon habe. Aber ich müßte wissen, wo Ihr wohnt und wer Ihr seid . . .“

Sie zögerte, dann sagte sie:

„Bah! Ihr werdet es schon erfahren, wenn Ihr wollt! Und wenn der Photograph nur ein Bild schickt?“

Das Umschlagetuch war vollkommen herabgeglitten und gab die schönen Schultern und den schwellenden Busen frei. Ein starker, betäubender Duft hüllte Michel ein, und in seinen Ohren hämmerte es, als würden ein paar Osterglocken darin geläutet.

„ . . . Wenn er nur eines schickt, werdet Ihr aber in Verlegenheit kommen . . . Würdet Ihr mir zuliebe darauf verzichten?“

„Es wird mir sogar ein großes Vergnügen sein . . .
Aber sagt mir jetzt Euren Namen!“

Sie richtete sich kerzengerade auf, und in ihren Augen leuchtete ein blißendes Feuer:

„Es ist mir lieber, wenn er nur eines schickt!“ sagte sie.

Damit ging sie davon.

An der Scheune stand ein Mann und rief Michel zu. Es war ein junger Maurer aus Saint-Ambroise, der ihm einen kleinen Betrag schuldig war. Sie begannen mit zwei anderen aus dem Flecken zu zechen. Der Maurer hatte getrunken; er erzählte Michel mit laut tönender Stimme und unter vielen Freundschaftsbeteuerungen von ihrer Schulzeit. Endlich fing er an, leise und in vorwurfsvollem Ton zu schimpfen:

„Aber, mein Gott, du hörst mir ja gar nicht zu!“

Michel fühlte, daß er errötete.

„Das kommt von . . . ich habe den ‚Fischotter‘ betrachtet.“

Der Maurer, dessen Gedanken sich zu verwirren begannen, schrie:

„Fischotter! Fischotterchen! Rutscht es wieder mal durch die Kehle?“

An dem großen Tisch hob der Fresser ein wenig sein dunkelrotes Gesicht und antwortete einfach, ohne stolz oder bössartig zu tun:

„Es fängt gerade an . . . Danke! Das bißchen, das ich eben gegessen habe, hat den Weg breiter gemacht . . . Jetzt bekomme ich allmählich Hunger.“

Als sie diese Worte vernahmen, wunderten sich alle aufs höchste, und selbst Michel mußte lachen.

„Ah! So ein hungriger Wolf!“

„Er hat schon gut seine zehn Pfund verschlungen!“

„Zehn? Du meinst wohl fünfzehn? . . . Und keinen Krümel Brot dazu!“

Er aß seit vier Uhr, und über hundert Leute hatten sich zu ihm gesetzt. Man pflegte ein Stückchen Weißbrot zu essen und ihm dann den Rest der Schüssel hinzuschieben.

Es blieben noch etwa zwanzig Leute bei ihm, junge Knechte und Männer aus dem nahen Flecken. Sie hatten gewettet, ihn entweder zum Aufhören zu zwingen oder ihn ersticken zu sehen. Sie warfen alle ihre Gräten unter den Tisch zu den seinen, und so entstand ein riesiger Haufen, unter dem seine Holzschuhe verschwanden.

Der Wirt hatte zu seinen Köchinnen gesagt:

„Seid sparsam mit der Butter, aber pfeffert mir tüchtig!“

Die Burschen waren auf diese List hereingefallen. Man hatte eine Vierteltonne Wein auf den Tisch gestellt, und sie machten sich wacker darüber her, ohne sich um das Bezahlen zu kümmern. Sie waren gut in Stimmung, hatten stiere Augen und plapperten wie schwafelnde Hähne.

Der Maurer begann mit ihnen zu singen, ohne seine Schulden bezahlt zu haben, und Michel ging hinaus, denn er wollte möglichst bald allein sein, um seinen Gedanken nachzuhängen.

Der Abend kam; der Fischzug war beendet. Michel ging ins Haus. Jetzt erst fiel ihm ein, daß er eigentlich Magdalene hätte Bescheid sagen müssen, damit sie mit den Kindern gekommen wäre, als der Photograph da war.

Dieses Gefühl des Bedauerns quälte ihn indes nicht lange. Er warf einen Blick durch das Fenster und auf die Leute, die nach Saint-Ambroise oder nach Chantepie gingen, und er sagte sich:

„Und nun weiß ich nicht einmal, in welcher Richtung sie gegangen ist.“

Als sie am darauffolgenden Sonnabend wiederkam, war er wie geblendet. Eine solche Woge jugendlichen Übermuts erfüllte seine Brust, daß er sich eine Sekunde lang schwach werden fühlte.

Er stand auf der Wiese neben den Fischbehältern, und sie kam ganz allein mit einem Korb in der Hand auf der Straße von Saint-Ambroise daher. Als sie auf dem Damm angekommen war, der an dem Teich entlang führte, begrüßte sie ihn mit einem hübschen Lächeln und kam nachlässig zu ihm herabgeschritten. Sie wiegte sich in den Hüften, und es sah aus, als wolle sie anfangen zu tanzen.

„Guten Tag, Herr Corbier! Ich wollte nur sehen, ob Ihr noch Fische zu verkaufen habt. Sind Euch noch ein paar einigermassen schöne übriggeblieben?“

Er verstand nicht, was sie sagte; seine Gedanken schwirrten durcheinander, und er frug:

„Wie ist Euer Name, da Ihr doch den meinen wißt? Neulich seid Ihr fortgelaufen, ohne es mir zu sagen.“

„Wie ich heiße? Verkauft Ihr Eure Fische nur an Leute, die Ihr mit Namen kennt? Ich heiße Violetta und bin Schneiderin in Chantepie.“

„Violetta, Ihr seid die schönste Schneiderin der Welt.“

Sie begann leise zu lachen und warf ein wenig den Hals zurück, wie eine sich brüstende Taube.

Er zeigte auf die Straße und wiederholte:

„Aus Chantepie seid Ihr? Aber Ihr kommt doch von dieser Seite? . . .“

„Weil ich in Saint-Ambroise zwei neue Kunden bekommen habe. Ich bin am Mittwoch abend hinunter gegangen; jetzt bin ich mit meiner Arbeit fertig und geh nach Hause. Im Vorbeigehen möchte ich Mutter ein paar Fische kaufen, denn sie ist nicht ganz wohl.“

Sie hatte die letzten Worte langsam, mit zärtlicher und trauriger Stimme vor sich hing gesprochen, und Michel freute sich, zu sehen, daß sie ebenso gut wie schön war. Er beeilte sich:

„Fische habe ich kaum noch welche; es sind beinahe jeden Tag Leute von fast überall hergekommen. Hier sind noch ein paar Schleien . . . und da noch ein paar Weißbarsche . . . Und dann sind hier noch die Karpfen; aber ich habe nur noch sechs große, die muß ich abliefern und kann sie nicht verkaufen.“

Sie schien ärgerlich und murmelte:

„Das ist mir sehr leid . . . Ich hätte einen davon gekauft.“

Sogleich tauchte er sein Handnetz in das Wasser und holte zwei riesige Karpfen heraus.

„Sucht Euch den schönsten aus. Euch geb ich ihn lieber als dem Herrn . . . Er wird auch mit den fünf andern zufrieden sein.“

Als er sich über sein Netz beugte, ging ein stummes, triumphierendes Lachen über ihr Gesicht. Dann rief sie:

„Welche Viecher! Ich dachte nicht, daß sie so groß sind . . . Ich danke Euch, aber die will ich nicht. Für die ist

mein Korb zu klein; und dann könnte ich nicht mal einen davon bis nach Chantepie tragen.“

Michel setzte also seine Karpfen wieder in das Wasser, und nachdem er den Behälter mit den Schleien geleert hatte, suchte er die schönsten Tiere heraus. Als der Korb voll war, reichte sie ihm eine Silbermünze, die er jedoch mit heftigen Worten zurückwies.

„Niemals! Ihr könnt mir keinen größeren Kummer bereiten!“

Die schönen, schwarzen Augen verschwanden langsam hinter den verführerischen Wimpern.

„Herr Corbier, dafür sollt Ihr bedankt sein, und es wird schon nicht vergessen werden . . . Aber Ihr werdet nichts davon merken, da Ihr nie nach Chantepie kommt. Zehn Jahre können vergehen, bis wir uns einmal wiedersehen . . .“

Es sagte lebhaft:

„Zehn Jahre? Das hoffe ich nicht! Wenn Ihr zehn Tage sagen würdet, so käme es mir noch zu lang vor . . .“

Als er sich ihr näherte und die Stimme sinken ließ, wick sie zurück und schnitt ihm das Wort ab.

„Hört einmal! . . . Wer ist eigentlich diese Frau, die Ihr da bei Euch habt? Sicher Eure Magd?“

In der Ferne, dort wo das Haus lag, hörte man tatsächlich, wie Magdalene nach Lalie rief.

„Ja“, erwiderte Michel, „das ist meine Magd.“

„Aha! . . . Und Lalie, wer ist das?“

„Das ist meine Kleine; sie ist fünf Jahre alt . . .“

Michel fuhr ein wenig zögernd fort:

„Sie hat noch einen kleinen Bruder . . . Ich bin nämlich Witwer.“

„Ich weiß . . . Das hat man mir alles erzählt . . . Eure Magd ist eine Clarandeau?“

„Ja, die Schwester eines Burschen, dem im vorigen Jahr der Arm abgerissen wurde.“

„Wartet einmal . . . Ich glaube sie zu kennen . . . So eine Große, mit Pickeln im Gesicht, aber trotzdem nicht allzu häßlich, nicht wahr?“

Sie sah ihn keck an.

„Nicht wahr? Ein Mädchen in Eurem Alter ungefähr . . . und nicht häßlich?“

Er gab verdrießlich zurück:

„Was weiß ich? Warum hört Ihr mir nicht zu?“

„Weil ich es eilig habe . . . Ich danke Euch schön und sage Euch auf Wiedersehn, und ich hoffe, Euch Eure Artigkeit vergelten zu können.“

Sie drehte sich um und erklimm leichtfüßig, mit wippendem Rock, den Hang an der Wiese und ging auf die Straße hinüber.

Als sie ein kleines Stück Wegs gegangen war, blieb sie einen Augenblick stehen. Ihr Korb war schwer. Sie stellte ihn auf den Boden und nahm den Deckel ab. Er war so voll, daß ein paar Fische auf die Straße fielen.

Ein freches Lächeln huschte über ihr Gesicht, das zwar auch jetzt noch sehr hübsch blieb, dessen Linien sich jedoch verschoben. Die Zähne schimmerten hell und schienen dazu gemacht, blutige Bißwunden in warmes, lebendiges Fleisch zu schlagen, wie die Zähne eines Raubtieres. Ihre roten Lippen waren leicht geschürzt und verliehen ihrem Gesicht den Ausdruck einer grausamen Verschlagenheit, wozu vielleicht noch ein wenig Verachtung für die allzu leicht erlegte Beute kam.

„Diese Männer! Wieder einer, den ich lenken kann, wie ich will. Wenn er morgen nicht kommt, wird er in acht Tagen bestimmt zu mir gelaufen kommen. Ich muß dafür sorgen, daß ich allein zu Hause bin.“

Er stand noch immer neben dem Teich; seine ganze Besonnenheit war wie weggeblasen. Er war ihr mit den Augen gefolgt, solange er konnte, und trank hohen Mutes die kräftige Luft, die duftend hinter ihr zurückgeblieben war.

„Meine Jugend ist noch nicht tot, da dieses Mädchen so freundlich mit mir ist, und sie ist die Schönste von allen.“

Er blieb unbeweglich, mit weit geöffneten Augen, an den Wiesenzaun gelehnt stehen und versank in den Traum eines wunderbaren Abenteurers.

Kurz vor Ostern starb der alte Corbier. Eines Abends, als er gerade zu Bett gehen wollte, befiel ihn ein Unwohlsein, und gleich darauf hatte er schon das Bewußtsein verloren; am nächsten Morgen, beim Hahnenschrei, verschied er.

Magdalene brachte die Kinder zu den Nachbarn auf dem Hof bei der großen Kastanie, und Gideon ging herum, um die Verwandten, die Freunde, die Nachbarn und alle Andersgläubigen zu benachrichtigen.

Die Betweiber kamen von acht Uhr ab. Die ersten waren aus den nächsten Dörfern, Châtaignier und Bois-frais. Während des Abends hielten die aus Grand'-Combe und Foye und dann die aus Coudray die Totenwache. Am folgenden Tag sah man viele in das Haus

gehen, die aus dem Flecken, die aus Château-Blanc und aus jedem Dorf welche, in dem eine andersgläubige Familie wohnte.

Wenn sie vor dem Haus angekommen waren, warfen sie sich rings um diejenige, die das Gebet leitete, auf die Knie, ohne dabei ein Wort zu sprechen. Wenn eine sich erhob, um weiterzugehen, kniete sofort eine andere an ihrem Platz nieder.

Am dritten Tage war die Beerdigung auf dem Friedhof der Andersgläubigen in Saint-Ambroise. Man betete und betete und betete. Man betete auf dem Weg zwischen den blühenden Hecken; man betete in der düsteren Kapelle; man betete sehr lange auf dem Friedhof, als der Sarg auf die große Steinplatte gestellt wurde, die das Grab des letzten Priesters bedeckte, und man betete noch, als man den Sarg hinabgelassen hatte und Erde darauf warf.

Es waren weder Katholiken noch Protestanten da, aber alle andersgläubigen Familien, die man in der Gegend kannte, hatten jemanden geschickt. Die Seele, die allein und ohne Begzehrung davonging, sollte wenigstens von dem Gebet der Nächsten noch lange geleitet werden.

Nach der Beerdigung ging Magdalene nach dem Hof bei der großen Kastanie, um die Kinder zu holen. Als sie auf den Mühlenhof kam, fand sie dort die ganze Verwandtschaft beisammen. Michels beide Schwäger waren da, außerdem sein Onkel und verschiedene Basen und auch seine Schwiegereltern mit seiner Schwägerin Georgine, die sich ihnen beherzt angeschlossen hatte.

Alle diese Leute hatten hier etwas zu ordnen; als Magdalene eintrat, verstummten sie, und die Blicke einiger Männer nahmen einen feindseligen Ausdruck an.

Als sie das sah, ließ sie ihren schwarzen Mantel liegen und ging in den Garten hinaus. Ihr Herz war ein wenig bedrückt, denn sie war sich plötzlich fremd vorgekommen. Sie trat in die Scheune, dann ging sie in die Knechtstammer hinüber und begann alles zurechtzulegen, damit Gideon noch am selben Abend in Michels Zimmer schlafen könne.

Als sie die Kammer verließ, sah sie, daß Georgine auf einer Bank vor der Tür saß und Jo auf den Knien hatte. Sie spielte mit dem Kind, neckte es, ließ es auf ihrem Knie hüpfen und wiegte es auf ihrem Schoß hin und her.

Magdalene trat, von Eifersucht gepeinigt, hinzu. Der Kleine streckte die Arme nach ihr aus und schrie:

„Lene! Lene!“

Aber Georgine wurde böse:

„Ich bin deine ‚Lene‘, mein Junge. Komm, gib deiner ‚Lene‘ einen Kuß. Du mußt die da nicht ‚Lene‘ nennen, verstehst du!“

Im nächsten Augenblick stand Magdalene wutentbrannt vor ihr. Ohne ein Wort zu sagen, und mit einem einfachen Druck ihrer starken Hand löste sie die Hände der andern, nahm das Kind an ihren Hals und ging mit ihm in das Haus.

An Violettas Namenstag stellte Boisierot sich mit einem kleinen Geschenk in Chantepie ein. Er brachte ihr ein Kästchen, in dem ein silberner Fingerhut und eine Schere lagen. Violetta zeigte sich höflich erfreut, und ihre Mutter behielt Boisierot zum Mittagessen da.

Als die Zeit des Nachmittagsgottesdienstes kam, ging die Mutter in die Kirche und ließ die beiden allein.

Violetta spielte mit der Schere und sagte:

„Sie ist hübsch, ich werde sorgsam damit umgehn.“

Aber bei sich dachte sie:

„Sie ist aus Stahl . . . Die Sache hat ihn nicht gerade viel gekostet. Aber wie ist er nur darauf gekommen? Was fällt ihm dieses Jahr bei?“

Boisferiot lachte. Er fühlte sich wohl und freute sich seines Lebens.

„Wenn du heiratest, werde ich dir etwas Schönes schenken . . . Laß ihn nur kommen! . . . Dein Pate ist nicht reich, aber er lebt ganz allein wie ein alter Geizhals . . . Er könnte dir schon ein goldenes Halsband kaufen oder eine Handvoll Goldstücke vermachen, wenn du heiratest . . .“

„Ich habe ja gar keinen Schatz.“

„Du mußt dir einen suchen, liebes Kind.“

Sie schwiegen einen Augenblick, dann sprachen sie vom Wetter und von Violettas neuer Kundschaft. Sie hob ihre unschuldigen Augen zu ihm auf, aber ihre ganze List wurde wach.

„Allmählich fängt er an, albernes Zeug zu schwätzen“, dachte sie. „Was mag er nur eigentlich wollen?“

Endlich sagte er in nachlässigem Ton:

„Du bist nach dem Mühlenhof gegangen, um zu sehen, wie der Teich ausgefischt wurde?“

„Ja, und es ist mir nicht leid. Ohne Euch hätte ich nicht daran gedacht; ich bin Euch dankbar, daß Ihr es mir gesagt habt.“

„Hatten sie Fische?“

„Eine Menge sogar. Ich habe welche bei dem Bauern gekauft, von dem Ihr mir erzählt hattet.“

„Bei Michel Corbier?“

„Ja . . . Er ist ein schöner Mann und sehr liebenswürdig . . . Ihr habt Euch mit ihm gestritten, aber Ihr müßt im Unrecht gewesen sein.“

Er erwiderte in sehr versöhnlichem Ton:

„Mag schon sein! Ich bin etwas hitzig; wir haben uns wegen der Arbeit gestritten . . . aber ich bin ihm nicht mehr böse.“

„Was Euch angeht, so glaube ich das!“ sagte Violetta mit einiger Überzeugung.

„. . . Und ich würde mich sogar freuen, wenn er es wüßte . . . Ich hätte nichts dagegen gehabt, wenn ich ihn getroffen hätte, als er hierher kam . . .“

Er sah sie lauernd von unten an und durchbohrte sie mit einem scharfen Blick. Zuerst wollte sie den Angriff abwehren; aber dann machte es ihr doch mehr Spaß, ihm zu zeigen, daß sie nicht so töricht war und wohl wußte, wohinaus er wollte.

„Nur zu! Sagt doch schon, daß Ihr nichts davon wißt, und daß Ihr gern alles wissen möchtet! Ihr haltet mich wohl für dumm! . . . Michel Corbier ist tatsächlich hier gewesen, aber kein Mensch hat ihn gesehn . . . Euch sage ich das, weil Ihr mein Pate seid.“

Boisferiot fing an zu lachen.

„Gut . . . Sehr gut! Du hast deine Zeit genutzt. Aber du weißt, daß Corbier zwei Kinder hat . . . und daß er zu den Andersgläubigen gehört. Wie denkst du darüber?“

Sie machte eine unbekümmerte Bewegung mit der Hand und entgegnete diesmal sehr frei heraus:

„Ich weiß nicht!“

Dann fuhr sie fort:

„Und Ihr! Wie denkt Ihr darüber?“

„Mir geht es ganz wie dir, mein liebes Patentkind . . . Und dann geht es mich ja auch nichts an.“

Sie ließ jedoch nicht locker und schmeichelte:

„Ja doch! Euch werde ich immer sagen, was los ist, und Euch werde ich immer um Rat fragen.“

„Das werden wir ja später sehn . . . Natürlich bin ich gern dazu bereit.“

Er sprach mit ruhiger Stimme, aber seine Augen leuchteten in einer grausamen Freude. Behutsam fuhr er fort:

„Der Sommer vergeht. Hat nicht jemand gesagt, daß ein Andersgläubiger aus Saint-Ambroise, so ein Großer, Kürassier nennen sie ihn, und die Dreschmaschine hat ihm einen Arm abgerissen, dir auf allen Gassen nachgelaufen sei?“

„Das ist wirklich erzählt worden, aber jetzt spricht niemand mehr davon. Ich habe ihn seit seinem Unfall nicht mehr gesehn.“

„Ich glaube, daran hast du recht getan. Die Familie ist nicht ganz sauber . . . Lauter Habenichtse . . . Seine Schwester dient ausgerechnet als Magd bei Corbier, und sie ist wirklich kein schönes Mensch . . . Und doch erzählt man sich so allerlei.“

Violetta sah ihn so durchdringend an, daß er zögerte und dann die notwendigen Erklärungen auf später verschob.

Nachdem er seinen Kaffee ausgetrunken hatte, ging er. Unterwegs hätte er am liebsten Luftsprünge gemacht. „Ich habe sie! Ich habe sie! Corbier, Magdalene, Kürassier . . . Und auch Gideon werd ich fangen! Die Kleine ist von Bosheit durchseucht . . . Wozu schlau ist sie übrigens nicht, bestimmt viel weniger schlau, als sie selbst glaubt . . . Wenn sie auf mich hört, werden wir sie alle springen sehn! Ha! Ich habe euch! Ihr könnt euch nicht wehren!“

Violetta war in der Tür stehengeblieben und folgte ihm mit den Augen. Es machte ihr großen Spaß, ihn derart zappeln zu sehen.

„Daß er nur glaubt, ich würde ihn auf dem Laufenden halten und ihn um Rat fragen! Er hat einen Dik auf sie, der Fuchs. Aber was geht das mich an! Ich werde tun, was mir Freude macht, und sonst nichts. Michel ist ein schöner Mann, seine Augen sind noch schwärzer als meine . . . Kürassier gefiel mir auch voriges Jahr . . . Und erst die anderen alle! Mein lieber Pate, wenn Ihr die alle kennenlernen wollt, muß ich Euch ein schönes Stück in der Welt herumjagen.“

Zur gleichen Zeit saß Magdalene auf dem Mühlenhof und schrieb eifrig etwas auf einen mit einem Blumenmuster bedruckten Bogen Papier, den ihr Bruder ihr gegeben hatte.

Er saß ihr gegenüber am Tisch; die blaue Flut seiner Augen war bewegt und trübe.

Das Unglück hatte ihn gezeichnet. Er senkte ein wenig den Kopf, wie ein Schwächling, der dem Leben nicht ins

Auge zu sehen wagt. Sein schöner, ehemals sorgfältig gepflegter Schnurrbart war struppig und nahm sich auf dem schmaler gewordenen Gesicht noch röter aus als vordem.

Er war jetzt seit nahezu zehn Monaten nur noch ein halber Mensch, und es hatte ihn tüchtig mitgenommen.

Die Versicherungsgesellschaft hatte ihm im ganzen nur sechshundert Franken gegeben, und als er dann die Kosten bezahlt hatte, stand er ohne Geld da.

Es war Winter, und ein paar Tage lang hatte er das Rad einer Getreideverlesemaschine gedreht; diese Arbeit, die eher einem Kinde oder einem Greis anstand, hatte er in verdrießlicher Stimmung getan, um sein Brot zu verdienen. Im Frühjahr hatte er sich wegen einer ähnlichen Arbeit für vierzehn Tage in die Stadt verbungen. Dann war er nach Coudray zurückgekommen, und man hatte ihn hier und da ein wenig beschäftigt, wenn man ihn gerade brauchen konnte. Er ging auf die Wiesen und fing die Maulwürfe; man beauftragte ihn, das Vieh auf den Markt zu führen; man ließ ihn Steine zusammenlesen oder die Dornenhecken mit der Schere beschneiden. Alle diese kleinen Arbeiten übertrug man ihm aus Mitleid.

Er hatte um eine Stelle als Briefträger nachgesucht und damit gerechnet, einen solchen Posten sofort und mit vollem Recht erhalten zu können, aber nichts war gekommen. Dennoch hegte er in dieser Hinsicht seit einigen Tagen große Hoffnung, und deshalb schrieb er an Violetta.

„Und nun, was sollen wir jetzt schreiben, meine Große?“

Magdalene hatte Ort und Tag und die gewohnten Worte der vertraulichen Anrede hingeschrieben und wartete, die Feder in der Hand.

„Ja, und jetzt?“

„Wenn du willst, sag ihr eine Schmeichelei . . . Erkläre ihr, daß ich sie immer noch mehr liebe.“

„Was für eine Schmeichelei?“

„Sag ihr, daß sie schön ist, sie verdient es! Wenn sie einen ansieht, wird es auf einmal ringsum ganz hell . . . Es ist als ob die Morgensterne zu scheinen beginne . . . Um sie ist die Luft frisch und riecht gut, wie der Wind, der in den blühenden Apfelbäumen blättert.“

„Dummes Geschwätz! Sie besprengt sich mit kölnischem Wasser!“

Magdalene lachte über sein erstauntes Gesicht und schrieb weiter.

„Ich sage ihr also, sie sei die Schönste in der ganzen Umgegend . . . Ob es stimmt oder nicht, jedenfalls wird es ihr Freude machen . . . Und dann schreibe ich ihr, daß du sie immer anbeten wirst.“

„Setz hinzu, daß ich verschmachte, weil ich sie nicht sehe.“

„Ist es denn so lange her, seit du sie das letztemal gesehen hast?“

Er zögerte ein wenig, und seine Lippen zitterten; dann erwiderte er beschämt:

„Es ist genau zehn Monate und drei Wochen her.“

„Ach, mein armer Junge!“

Magdalene ließ den Federhalter fallen und sah ihn voller Mitleid an.

„Warum läßt du mich dann schreiben? Warum läßt du mich diesem schlechten Mädchen, das dich sitzen gelassen hat, Schmeicheleien sagen?“

„Magdalene, ich bitte dich, sag nichts gegen sie: damit tußt du mir keinen Gefallen. Wenn ich wüßte, daß sie mich nicht liebt, könnte ich toll werden . . . Aber sie liebt mich, sag ich dir! Sie hat mich nicht sitzen lassen . . . Ihre Mutter hat ihr den Verkehr mit mir verboten, das hat sie mir als Antwort auf den Brief mitgeteilt, den du im Spital geschrieben hattest . . . Ihre Mutter will nicht, daß sie mit einem Andersgläubigen spricht . . . Die Alten sind manchmal hartherzig! Was soll sie denn tun? Sie kann nur immer warten . . . Ich habe versucht, sie zu treffen und bin nach Chantepie gegangen, aber sie hat nicht herauszukommen gewagt . . . Ihre Mutter hält sie kurz, das kannst du mir glauben! Ich habe auch unterwegs auf sie gewartet, wenn sie von ihrer Rundschaft nach Hause kam, aber ich habe nie Glück gehabt . . . Doch, einmal habe ich sie gesehn; da sie jedoch ihr Lehrmädchen dabei hatte, sprach sie nicht mir zu. Sie winkte mir nur von fern einen Gruß zu. Aber jetzt sind wir am Ende; mir dreht sich alles im Kopf. Ich muß mit ihr sprechen!“

Er machte eine Pause, dann fügte er in entschiedenem Ton hinzu:

„Und dann hat sich da auch etwas geändert!“

„Was denn?“ fragte Magdalene.

„Du schreibst ihr erstens, daß die Sache mit der Religion kein Hinderungsgrund ist. Das soll sie ihrer Mutter sagen. Man kann darüber mit mir reden . . . Ich werde schon wissen, was ich zu tun habe.“

Magdalene schob das Papier mit dem Blumenmuster ungestüm von sich.

„Meine Hand wird so etwas nicht schreiben. Ich würde mich sehr schämen! Bei uns ist noch nie jemand übergetreten, und es wär eine Schande für die ganze Familie. Du bist der erste, und man wird mit Fingern auf dich zeigen.“

Er entgegnete kein Wort.

„Du stehst nicht zu deiner Überzeugung . . . Du verläßt alle, die auf deiner Seite sind . . . Du beugst dich . . . Du bist kein Mann!“

Sie hielt inne, denn es bedrückte sie doch, daß sie ihrem Bruder, den das Unglück derart geschlagen hatte, so harte Worte sagte. Und doch mußte sie sprechen! Sie fühlte es genau. Es war irgendwie ihre Pflicht, die tief im Herzen saß wie das Gefühl für Gut und Böse, und sie gewann die Oberhand über das Mitleid. Es war die Pflicht aller gesund empfindenden Frauen, die zu Erhalterinnen der Rasse bestellt sind.

Er war blaß wie der Tod, senkte den Kopf und zitterte.

„Hans, du bist kein Mann . . . So etwas darf man nicht tun! Das verträgt sich nicht mit dem Stolz! Wir müssen festhalten . . . festhalten . . .“

In seiner Stimme war ein Bruch, als er dumpf erwiderte:

„Alles, was du sagen kannst, ist nutzlos. Violetta ist die Stärkere. Ohne mein Unglück wäre ich nicht dahin gekommen. Jetzt bin ich wie eine aus dem Boden gerissene Erle, die auf dem Fluß dahintreibt.“

Sie betrachtete ihn eine Minute lang; ihr Inneres war in zwei Hälften gespalten, und er kam ihr erbarmungs-

würdig vor mit seinem dicken, zerzausten Kopf, seinen zuckenden Lippen und dem leeren Ärmel, der an seinem Körper herunterbaumelte.

„Wir müssen festhalten! Festhalten!“

Sie bereute ihre Worte nicht, die ihrer Meinung nach richtig und am Platz waren, aber ihr Mitleid blieb dennoch siegreich.

„Mein armer, großer Junge, die Stunde der bittersten Not ist für dich gekommen.“

Sie weinte.

Dann griff sie abermals zur Feder, und wie man in eine Tollheit willigt, die ein Todkranker von uns verlangt, schrieb sie die Worte des Verzichts. Sie sprach jedoch kein Wort, um keine Schwäche zu zeigen, die hier nur Schuld bedeutet hätte.

Als sie fertig war, wischte sie sich die Augen, und da er seine zusammengesunkene Haltung beibehielt, zog sie ihn an sich und küßte ihn auf die Stirn.

Er war ein wenig getröstet und sprach:

„Noch etwas anderes möchte ich ihr gern mitteilen. Ich bin im Augenblick nicht reich, aber ich werde eine gute Stellung bekommen. Das ist jetzt gewiß. In Château-Blanc wird neuerdings ein Briefträger gebraucht; den Posten werde ich erhalten.“

Magdalene schrieb es sofort hin.

„Das ist also sicher? Wann wirst du ernannt?“

„Vielleicht in acht Tagen, vielleicht in einem Monat, vielleicht morgen. Das hängt davon ab, wie lange sie brauchen, um meine Bewerbung zu prüfen.“

Dann fuhr er mit klarer Stimme fort:

„Ich hoffe, daß Violettas Mutter ihre Meinung ändert, wenn ich Briefträger in Château-Blanc bin, so daß wir dann heiraten können. Ich werde gut bezahlt, und mit dem, was sie noch dazuverdient, wenn sie ihr Handwerk zu Hause betreibt, werden wir leben können, das denke ich denn doch!“

Magdalene wandte das Gesicht zur Seite und erwiderte kein Wort.

Er zwinkerte schelmisch mit den Augen und sprach in vertraulichem Ton weiter:

„Ich will dir etwas sagen: es ist nicht schwer, was zu bekommen . . . Aber man muß geschickt sein. Zuerst verlangte ich die Sache ganz ohne weiteres. Ich habe meine Zeit abgedient, nicht wahr? Ich war Unteroffizier . . . Und bin ein Krüppel . . . Ich habe das Recht auf meiner Seite . . . Ich besitze die nötige Bildung . . . Ich schreibe ein bißchen mit der linken Hand . . . Gut. Glaubst du, daß es klappen wird? Nun, du kannst ja abwarten! Drei Monate, und nichts! Sechs Monate, und nichts! Acht Monate, und nichts! Dann hab ich mich erkundigt, und jemand hat mir gesagt: ‚Gehn Sie mal zu Herrn Blanchard.‘ Du hast doch von Herrn Blanchard erzählen hören? Alle Andersgläubigen haben bei der Wahl für ihn gestimmt; wenn er nicht durchgekommen ist, so ist das nicht unsere Schuld. Dennoch hat er einen großen Einfluß, da er für die Regierung arbeitet. Ich ärgerte mich sehr, daß ich zu ihm gehen sollte, denn ich bettele nicht gern. Ich entschloß mich trotzdem dazu und trug ihm mein Anliegen vor. Ich hab ihm dies und jenes und alles, was in Frage kam, erzählt . . . Er hat mich gefragt, für wen ich gestimmt

hätte. Ich habe es ihm nicht rundheraus sagen wollen, das brachte ich nicht fertig! Aber ich hab ihm erzählt, daß ich zu den Andersgläubigen gehöre, da hat er in seinen dichten Bart gelacht: „Gut, gut! Sie können auf meine Freundschaft rechnen, junger Mann, auf meine große, große Freundschaft!“

„Wenn die Dinge so liegen, ja, dann ist es ganz sicher!“ sprach Magdalene und versiegelte den Brief.

„Das kannst du glauben!“

Dieser selbe Herr Blanchard hatte, als Clarandeanu erst einmal weg war, drei andern den gleichen Posten ausdrücklich versprochen. Und ein paar Tage später hatte er sich dafür verwendet, daß man einen jungen Burschen zum Briefträger in Château-Blanc ernannte, der als der lauteste der jungen Katholiken bekannt war. Der traurige Kerl hatte versprochen, überzulaufen, vor Zeugen öffentlich zu stimmen und die Seinen in dem gleichen Sinn stimmen zu lassen.

Vor der Tür hörte man das Gepolter von ein paar auf den Boden schlagenden Holzschuhen, dann ließ sich eine seltsame, leiernde Stimme vernehmen:

„Bum bum!“ . . . „Wer ist da?“ . . . „Ich bin es, der Julius“ . . . „Komm herein, mein Lieber!“ . . . „Ich komme herein, wenn keine bösen Buben im Haus sind und keine Stöcke hinter der Tür lauern . . .“

Lalie hing sich bleich vor Angst an Magdalenes Rock, aber diese begann zu lachen.

„Fürchte dich nicht: es ist Julius der Einfältige, der betet auf seine Weise. Du bist es, Julius?“

„Ich bin es, Julius . . . Geh hinein, mein Lieber.“

„Ja doch, komm herein!“

Die Tür öffnete sich, und auf der Schwelle erschien ein Mann, der sofort ein Kreuz schlug und zum Zeichen seiner tiefen Verachtung auf den Boden spuckte.

„Du kannst dich setzen, Julius“, sprach Magdalene, „die bösen Buben sind nicht da.“

Der Einfältige sah hinter die Möbel und unter das Bett, dann pflanzte er sich in der Mitte des Zimmers auf und fing an zu murmeln:

„Julius, warum gehst du zu den Andersgläubigen? . . . Herr mein Gott, ich mag sie nicht . . . Julius, du schließt den Zaun auf ihrem Felde, du gehst an den Brunnen, um ihren Krug zu füllen . . . Herr mein Gott, das ist nicht wahr, Ihr seid ein großer Lügner! Der Teufel soll die Andersgläubigen holen!“

Er schlug abermals ein Kreuz, und ruhig, gegen jeden Überfall gefeit, setzte er sich nieder und streckte die Füße an den Kamin . . .

Magdalene hatte ihre Arbeit wieder aufgenommen, ohne sich allzuviel um ihn zu kümmern. Sie kannte ihn seit zwanzig Jahren und war an seine Worte und Gebärden gewöhnt.

Dieser Julius war ein recht sonderbarer Schwachkopf. Geistig war er weniger entwickelt als ein kleines Kind, und dennoch hatte er ein erstaunliches Gedächtnis. Er kannte alle Dörfer auf fünf Meilen in der Runde, er kannte jedes Feld, jeden Pfad, jeden Baum. Er lief in den dunkelsten Nächten herum, ohne sich jemals zu ver-

irren und ohne je einen längeren Weg zu nehmen, auch wenn er in die unbekanntesten Winkel des Landes kam, in denen er erst ein einziges Mal gewesen war. Er kannte einen jeden mit Namen. Bei den Jungen erinnerte er sich manchmal, welches Wetter an dem Tag ihrer Taufe gewesen war, wie ihr Pate oder ihre Patin hieß und ob es nach dem Schmaus Eingemachtes gegeben hatte. Wenn man ihn um solche Auskünfte bat, antwortete er sogleich, ohne auch nur den Bruchteil einer Sekunde zu überlegen.

Er war sehr sanftmütig und geriet nur in Erregung, wenn man so tat, als ob man ihn verheiraten wolle und beharrlich auf diesem Unsinnen bestand. Wenn man ihn loswerden wollte, nahm man ein Blatt Papier und las: „Im Namen des Gesetzes, Julius der Einfältige, ich verheirate dich mit . . .“ Dann lief er fort, so rasch er konnte. Eines Tages hatten ein paar junge Burschen diese Scherze mit ihm getrieben, nachdem sie die Tür verrammelt hatten; er hatte sie gebissen und war wie eine Kaze nach dem Fenster gesprungen.

Er schwätzte vom Morgen bis zum Abend ganz allein vor sich hin, stellte sich selbst Fragen und antwortete darauf. Unterwegs hörte man ihn andauernd mit seinen zehntausend Freunden und Bekannten sprechen.

Oft unterhielt er sich mit dem lieben Gott, und dann geschah es wohl, daß er seinen Stock durch die Luft wirbeln ließ, weil der andere ihn schließlich mit seinen zudringlichen Fragen ärgerte.

Magdalene erklärte Lalie alle diese Dinge, so gut sie es vermochte, aber das Kind war noch nicht beruhigt.

„Die Andersgläubigen soll der Teufel holen! Sie stinken wie die Dackse!“

Im Ramin brannte kein Feuer, und doch streckte er seine Füße ganz ernsthaft auf die Feuerböcke.

„Das ist aber nicht schön von dir!“ sagte Magdalene.

„Warum redest du schlecht von den Andersgläubigen?“

„Sie haben Kopfkissen aus Hühnerfedern und keine Nägel auf ihren Holzschuhen . . . Und in ihrer Speisekammer haben sie keinen Speck . . . Willst du ein wenig Fleisch, Julius? . . . Einen kleinen Bissen, und ein Stückchen Brot . . . Mach, daß du fortkommst, Julius, wir haben keins, wir sind am Ende, wir können unsere Schulden nicht bezahlen . . . Das ist nicht viel!“

Magdalene lächelte zu seinen Worten und reichte ihm ein großes Stück Brot und eine Scheibe Speck. Er begann so gierig zu essen, daß sogar Lalie sich darüber wunderte.

Magdalene stellte ihm die gewohnten Fragen:

„Wie alt bist du eigentlich jetzt, Julius?“

„Ich habe mit einundzwanzig Jahren das große Los gezogen. Nun rechnet es Euch aus.“

„Ist es wahr, Julius, daß du heiratest?“ fragte Magdalene.

Er war so gut im Zug, daß er sich damit begnügte, zu antworten:

„Ich bin blöd, Gott steh mir bei.“

„Doch, man hat es mir gesagt . . . Man hat mir erzählt, der Bürgermeister solle dich verheiraten . . .“

„Der Bürgermeister, den soll der Teufel holen!“

Diesmal war er aufgestanden und nach der Tür gelaufen.

„Setz dich, Julius, hier kommt er nicht her. Geh, setz dich doch!“

Er wollte jedoch nichts wissen und blieb stehen, das Auge nach dem Ausgang gerichtet.

„Gibt es bei den Andersgläubigen noch ein Stück Brot für Julius? Er ist noch nicht mit seinem Speck fertig!“

Magdalene hielt ihm ein kleines Krüftchen hin. Er schluckte den Rest seines Specks hinunter und sagte:

„Gibt es bei den Andersgläubigen auch noch ein Stück Speck für Julius? Er ist noch nicht mit seinem Brot fertig.“

„Du bist nicht artig!“ sagte Magdalene. „Sei mit dem zufrieden, was man dir gibt. Hier hast du noch ein Stück, aber laß mich in Ruhe, ich hab keine Zeit . . .“

Er verbarg das Stückchen Speck in seiner Hand und aß das trockene Brot.

„Gibt es bei den Andersgläubigen . . .“

„Aber nein!“ sagte Magdalene, die wieder an ihre Arbeit gegangen war. „Es ist genug jetzt, du hast keinen Hunger mehr.“

„Die Andersgläubigen haben Nägel an ihren Holzschuhen; sie sind reich!“

„Nichts!“

„Die Andersgläubigen, Herr mein Gott, laß sie auf Gänsfedern schlafen . . . Herr mein Gott, gib ihnen Fleisch ohne Brot!“

„Nichts!“

„Julius wird Neuigkeiten erzählen.“

Magdalene mußte unwillkürlich lachen.

„Du bist doch ein Stromer! So erzähl sie schon, deine Neuigkeiten.“

„Der Herr Pfarrer will Julius keinen Most geben . . . Er muß abends und morgens sagen: Herr mein Gott, der Herr Pfarrer Picou hat an einem Freitag Fleisch

gegessen, denn er hat ein Schwalbennest verzehrt . . ., Rivard aus dem Tal hat seiner grauen Kuh die Hörner abgeschliffen. Bourru vom Gutleuthof hat den Teufel in seinen Hühnerstall gesperrt, und der große Hahn hat ihm ein Auge ausgehackt. Bercegere ist gestorben, Rousselote ist gestorben, Piquerelle ist gestorben. Der Pastor der Protestanten hat eine Wasserkugel im Bauch; möge sie ihm zerplatzen! . . .Gibt es bei den Andersgläubigen ein Stück Brot?"

„Na ja doch. Hier, is!"

Er nahm das Brot, und fuhr, statt sich zu bedanken, fort:

„Kürassier aus Coudray hat die Stelle als Briefträger nicht bekommen; er ist darüber noch närrischer geworden als Julius . . ."

Magdalene wandte sich erregt nach ihm um.

„Schweig, sag das nicht noch einmal!"

„Welche Neuigkeiten soll Julius erzählen? Soll Julius von den Heiraten erzählen?"

„So ist es recht", erwiderte Magdalene, „erzähl von den Heiraten, wenn du willst."

„Luise Brunelle heiratet Jakob aus Loumeau, Peter Sarteau heiratet seine Base aus Monverger, und der Herr Pfarrer Picou heiratet die rotäugige Jule, die alte Hege von Hardilas; das ist nicht schön!"

„Das ist wirklich nicht schön!" sagte Magdalene. „Und weiter?"

„Bray aus Louchette geht mit Johanna Lourrigeonne; Philipp der Maurer geht mit Bertha aus dem unteren Flecken; Michel Corbier, dein Herr, geht mit Violetta aus Chantepie . . . und Julius geht mit Holzschuhen, die mit Nägeln beschlagen sind, wenn er nicht barfuß läuft."

Magdalene trat zu ihm, da sie ihn nicht recht verstanden hatte.

„Was hast du von Michel Corbier gesagt?“

„Corbier vom Mühlenhof besucht Violetta, die Schneiderin.“

„Julius, du bist ein Lügner!“

„Herr mein Gott, ist Julius ein Lügner? Nein, Julius, du bist kein Lügner.“

„Aber wer hat dir nur so etwas vorschwätzen können?“ schrie Magdalene.

„Das war Boisieriot aus Chantepie. Er hat gesagt: ‚Geh auf den Mühlenhof und erzähl es Magdalene . . .‘ Was hat er Julius dafür gegeben? Eine Handvoll Zucker und eine weiche Birne.“

„Ah, Boisieriot war das! Danke! Geh nun, Julius . . . Nein, nein! Du bekommst keinen Speck mehr! Du hast genug gegessen, du wirst sonst krank . . . Willst du endlich gehn! Ich rufe den Herrn Bürgermeister, daß er dich verheiratet.“

Bei diesen Worten sprang er auf den Hof und lief davon, so rasch er konnte.

„Der Bürgermeister! Der Teufel soll ihn holen! Soll ihn holen!“

Magdalene fühlte im Augenblick nur eine leichte Erschütterung. Sie brauchte einige Zeit, bis sie bemerkte, daß die Wunde häßlich war und sich verschlimmern konnte.

Zuerst hatte sie nur an sich selbst gedacht. ‚Corbier vom Mühlenhof besucht Violetta, die Schneiderin!‘ Nun gut, soll er! Dies war schon das zweite Mal, daß sie sich

Michels wegen derart verlezt fühlte; aber dieser letzte Schlag war der weniger schmerzhaft, und der Kummer setzte ihr nicht sehr zu.

Sie kannte verschiedene Mädchen, die unter ähnlichen Umständen todkrank geworden waren; andere wieder waren beinahe übergeschnappt, oder sie waren plötzlich gealtert. Aber sie konnte nicht recht verstehen, wie das hatte geschehen können . . .

Was war ein solches Liebestweh anders als ein Hirngespinnst, ähnlich wie der Beschlag auf einem Spiegel, der sofort verschwand, wenn man mit einem Lappen darüberwischte! Es ging noch an, wenn da jemand im ersten Augenblick weinte, aber nachher . . . Wenn man vom Morgen bis zum Abend die Hände voller Arbeit hatte, mußte ein solch gelinder Schmerz rasch heilen.

Magdalene dachte in ihrem eigenen Fall wirklich so. Aber ihr waren andere Gedanken gekommen, die weit düsterer und verzehrender waren.

Was sollte mit ihrem Bruder werden? Er war inzwischen wieder bei Violetta gewesen, das wußte Magdalene, und sie dachte einmal mit kühler Besonnenheit über dieses eitle Mädchen nach, das mit den Männern spielte und sie an der Nase herumführte. Mochte sie Michel und Peter und Paul und Jakob Hoffnungen machen, um sie dann auszulachen, das konnte weiter nichts schaden! Warum ließen diese Dummköpfe sich betören . . . Aber bei einem Kranken war das etwas anderes, wenigstens schien es Magdalene so. Es war ein grausames und gemeines Vergnügen und ganz bestimmt eine sehr schlimme Sünde.

Was sollte mit dem armen Rirassier werden? Schon hatte er ein wenig den Kopf verloren. Er trank von

Zeit zu Zeit. Eines Abends war er in Saint-Ambroise gewesen und hatte in der Trunkenheit den Wirt verprügelt und eine Tür eingetreten. Wenn er jetzt wenigstens endgültig mit Violetta gebrochen hätte! Aber nein! Sie hatte es fertiggebracht, ihn von neuem an sich zu locken und führte ihn noch immer am Gängelband wie gewiß keinen andern.

Wenn er von dem Lebenswandel seiner Liebsten erfuhr — und er würde es schon bald durch Boisierot erfahren — konnte Schlimmes geschehen. Magdalene erzitterte bei diesem Gedanken.

Und außerdem, was fiel Michel ein? Als ein Mann von dreißig Jahren und in seinen Umständen sich in ein so junges Mädchen zu vergaffen, das nichts als Dummheiten im Kopf hatte! Aber vielleicht wollte er das Abenteuer nicht bis zum Ende führen. Oder, falls er doch die Absicht hatte, vielleicht wollte Violetta es gar nicht? Man mußte sich nur diese Schneiderin mit einer grobleinenen Schürze und in schweren Holzschuhen vorstellen!

Und die Kinder? Konnte man nicht auch ein wenig an sie denken? Gab es einen Menschen, der sie mehr liebte als Magdalene? Konnte man sie ihr wirklich eines Tages aus den Armen reißen?

„Wohlan! Da muß ich auch noch dabei sein! Da muß ich auch noch dabei sein!“

Bei dieser Vorstellung wurde Magdalenes Herz böse wie ein Wespenschwarm.

„Aber ich bin doch eine rechte Närrin! Michel ist ein dummer Junge, der seinen Spaß haben will . . . Wenn

er es bereut, um so besser! Aber die ganze Sache ist nicht ernst zu nehmen. Ist denn überhaupt etwas Wahres dran? Das muß ich wissen.“

Sie begann Michel zu beobachten.

Der Tod des Vaters hatte ihn mitgenommen. An den ersten Sonntagen nach der Beerdigung hatte er das Haus nur verlassen, um zur Kirche zu gehen. Doch dann hatte er nach und nach das gewohnte Leben wieder aufgenommen. Jetzt geschah es oft, daß er sonntags erst bei Einbruch der Dunkelheit nach Hause kam.

Da er fast nie ins Wirtshaus ging, schloß Magdalene daraus, daß er in die Umgegend lief. Sie versuchte ihn zum Sprechen zu bringen, aber umsonst.

Er bekam Briefe, die nicht ins Haus gebracht wurden. Der Briefträger hatte Magdalene zweimal gefragt, wo der Herr arbeite. Das war sonderbar genug.

Endlich kam ein Tag, der Magdalene nicht länger im unklaren ließ. Es war ein Sonnabend im Oktober. Es schlug elf Uhr. Magdalene war gerade dabei, die Suppe zu versuchen, die sie eben gewürzt hatte, als der Briefträger hereinkam.

„Ein Brief für Michel Corbier!“

Er hielt den Brief einen Augenblick in die Höhe und sog seinen Duft ein.

„Sapperment! Der riecht nicht nach Schnupftabak . . . Den hat sicher ein schönes Mädchen unter dem Nieder gehabt.“

Um hierzu nichts sagen zu müssen, fragte Magdalene:

Soll ich Euch ein Glas Wein holen? Es ist warm draußen.“

Er entgegnete:

„Ich hab schon in Chataignier etwas getrunken. Sehr aufmerksam von Euch . . . Grüß Gott!“

Sobald er gegangen war, betrachtete Magdalene den Umschlag. Er war aus hübschem, blauem Papier und glatt wie eine Spiegelfläche. Und wirklich, er duftete überaus stark. In einer Ecke befand sich der Poststempel. Er war nicht sehr deutlich und schwer zu entziffern. Nach und nach jedoch vermochte Magdalene die einzelnen Buchstaben des Wortes Chantepie zu erkennen.

Ein paar Minuten später kam Michel vom Pflügen heim und trat ins Haus.

„Der Briefträger hat einen Brief für Euch gebracht“, sagte Magdalene. „Dort auf dem Tisch liegt er.“

Er schien ärgerlich, nahm den Brief und ging hinaus, ohne ein Wort zu sagen.

Magdalene trat hinter dem Vorhang an das Fenster.

Als er auf dem Hof angekommen war, nahm er den Brief aus dem Umschlag. Dabei fiel eine Blume heraus. Er hob sie mit großer Sorgfalt auf und betrachtete sie. Dann zog er ein kleines Notizbuch aus der Tasche und legte die Blume säuberlich hinein.

„Der Schafskopf“, dachte Magdalene. Sie ward jetzt doch ein wenig von der Verachtung gepeinigt, und obgleich sie zu lachen versuchte, erschienen zwei große Tränen an der Spitze ihrer Wimpern.

Sie wandte sich um, sprang zu ihrem Kessel und riß den Deckel mit großem Lärm herunter; dann griff sie in das Salzfaß und warf zweimal eine riesige Handvoll Salz in die Fleischbrühe.

Darauf stellte sie einen kleinen Topf für die Kinder vor das Feuer.

Zweiter Teil

Die Wiese, auf der man unlängst das Gras gemäht hatte, lag im Schatten. Lalie tanzte Ringelreihen. Mit der Rechten hielt sie Jo an der Hand, und mit der Linken hatte sie die hölzerne Puppe Sine umfaßt. Sie hatte Jo eine Binsenkronen aufgesetzt; über dem Herzen Sines hatte sie mit einem Wollefaden einen großen Strauß Gänseblumen befestigt. Sie feierten Hochzeit.

Hinterm Hause schläft ein Teich,
Der Sturmwind weht, der Sturmwind geht!
Zwei Enten baden in dem Teich,
Der Sturmwind weht feldaus . . .

Hier wußte Lalie nicht weiter.

„Lene, wie sagst du jetzt?“

Magdalene fang, über ihren Waschzuber gebeugt:

Der Sturmwind weht feldaus, feldein,
Der Sturmwind weht, der Sturmwind geht!

„Ach ja!“

Lalie machte einen Luftsprung und fuhr, sich schneller drehend, fort:

Ein Königssohn kam daher und schoß,
Der Sturmwind weht, der Sturmwind geht,
Die weiße Ente, hoch zu Roß . . .

Sie hielt inne, denn sie hatte abermals den Faden verloren, und sie ärgerte sich wie zuvor.

„Daran ist So schuld! Er versteht nicht zu spielen . . . Wenn man singt: Der Sturmwind weht! dann muß er laufen . . . Aber So zieht nach der andern Seite! Willst du laufen, hörst du, wenn der Wind kommt!“

Sie schüttelte So hin und her. Darauf gab So der Puppe Sine einen Fußtritt, und der Tanz wurde unterbrochen.

Magdalene drehte sich um.

„Nun, spielt ihr nicht mehr?“

„So ist schuld!“ sagte Lalie. Er hat Sine ein Bein gebrochen . . . Und er zieht immer!“

So setzte sich, ohne etwas zu sagen, neben Magdalene auf den Boden. Lalie wurde eifersüchtig; sie wiegte ihre Puppe.

„Komm, arme Sine! . . . Lalie hat nur Sine lieb, weißt du!“

„Ist das wahr? Hast du die Lene gar nicht ein bißchen lieb?“

„O doch!“ rief das Kind und war wieder ausgesöhnt. Sie sprang mit ihrem Brüderchen auf das Brett, das über den Waschzuber gelegt war.

Magdalene gab jedem von ihnen einen Kuß und hielt dabei ihre Hände auf den Rücken, um sie nicht naß zu machen.

„Ihr fallt noch ins Wasser“, sagte sie, „und durch euch falle ich auch noch hinein . . . Macht, daß ihr fortkommt!“

„Willst du mit uns Ringelreihen tanzen?“ sagte Lalie. „Komm, ich geb dir die Hand, und dann Sine.“

„So auch!“ sagte Magdalene.

Sie drückte das Kind mit den Ellenbogen an sich.

„Heute hab ich keine Zeit. Ich muß eure Blusen und eure Strümpfe waschen, das wißt ihr doch!“

So können wir nicht spielen!“ sagte Lalie.

„Ja doch! Tanzt ihr nur Ringelreihen, ich sänge.“

Das Kind klatschte in die Hände.

„Ja, ja! So, komm! Eine, komm! Und du, Lene, singst das Lied vom Sturmwind.“

Magdalene fing an zu singen.

Ein Königssohn kam daher und schoß,
Der Sturmwind weht, der Sturmwind geht,
Die weiße Ente, hoch zu Roß.
Der Sturmwind weht feldaus, feldein,
Der Sturmwind weht, der Sturmwind geht!

„Weiter!“ rief Lalie, „weiter, Lene!“

Magdalene fuhr fort, und ihr Waschbleuel hüpfte.

O Königssohn, das war nicht gut,
Der Sturmwind weht, der Sturmwind geht,
Wozu floß meiner Ente Blut?
Der Sturmwind weht feldaus, feldein,
Der Sturmwind weht, der Sturmwind geht.

„Weiter! Weiter! Jetzt spielen wir richtig!“

Magdalene dachte:

„Sie machen mich noch ganz närrisch.“

Ihre Augen aber lachten.

Sie sang das Lied zu Ende, dann fing sie wieder von vorn an. Als sie den Kopf wandte, um zu sehen, wie es mit dem Spiel stünde, bemerkte sie, daß die Kinder ihr nicht mehr zuhörten.

Lalie ließ Sine den Rosenkranz beten. Sie hatte die Puppe auf die Erde gesetzt, da sie nicht allein knien konnte. So vertrieb sich die Zeit damit, ganze Hände voll Gras auszureißen. Er machte hum! hum! und streckte vor lauter Anstrengung die Zunge heraus.

„Mir geht es wie dem blinden Musiker, der zum Tanz aufspielt, wenn die Hochzeit vorbei ist . . . Die Kinder sind viel vernünftiger als ich, denn wenn sie die ganze Zeit umhergesprungen wären, hätten sie längst ins Wasser fallen können. Ich bin wirklich nicht sehr geistig.“

Sie nahm sich zum Auswinden der Wäsche absichtlich Zeit, um Lalie zuhören zu können.

Dieses Kind wird mich bald alle Dinge im Haushalt anders anpacken lehren“, dachte sie.

Ein Anflug von Stolz hob ihre Brust; dann ging ihr Blick weit voraus, und ihre Gedanken machten einen Sprung wie ein jähriges Zicklein.

„Wenn Jo einmal groß ist . . . dann bin ich eine gute, alte Frau . . . Vielleicht bin ich dann nicht mehr auf dem Mühlenhof . . . Lalie wird an meiner Stelle sein . . . Wer weiß, wo ich dann bin? Er wird mich besuchen, und ich werde ihm eine Tasse Kaffee kochen . . . Er wird Soldat werden und Urlaub bekommen . . . Tag, Lene! Du kümmerst dich noch immer um deine Arbeit! . . . Sein Säbel wird hinter ihm über den Boden rasseln; ich werde ihn fragen, ob er genug zu essen bekommt, und dann geb ich ihm etwas . . . Und dann wird er einen Schatz haben und heiraten . . . Herr, gib, daß ich reich genug bin, damit ich ihm bei der Hochzeit keine Schande mache und um ihm etwas Schönes schenken kann!“

Sie wand ihre Wäsche noch einmal aus und machte sich wieder an die Arbeit.

Hier ließ sich schön waschen. Der Bach floß ziemlich rasch dahin, sprang über die Steine und ließ dabei ein ganz leises Klingen hören, das wie das Läuten unzähliger Schellen klang. Oberhalb der Stelle, wo Magdalene wusch, war das Wasser so klar, daß man die Dinge auf dem Grund deutlich erkennen konnte. Die kleinen Elrißen zogen in dichten Scharen dahin. Von Zeit zu Zeit stiegen sie an die Oberfläche empor und schnellten dann alle zusammen blischnell herum.

Magdalene dachte:

„Vielleicht tanzen auch die kleinen Fischchen einen Ringelreihen, und ihre Mutter sitzt auf dem Grunde und leitet den Tanz. Die Geschöpfe des lieben Gottes sind süß, wenn sie jung sind . . . Ich möchte gern wissen, wo die Elrißmutter ist, und ob sie sich um ihre Kinder kümmert.“

Magdalene brachte das Wasser tüchtig in Bewegung, denn sie wusch fleißig. Sie hatte keine Angst, daß sie ihre Arme nassmachen oder sich die Tropfen ins Gesicht spritzen könnte. Sie rieb die Wäsche zwischen den Händen, um den Stoff nicht durchzuschauern, und mit der Seife ging sie sehr sparsam um. Sie spülte die mit einem Griff geglätteten Stücke mit einer raschen Bewegung ab und schüttelte sie in Kopfhöhe aus.

Sie hatte zuerst die Kleider der Männer und dann die Geschirrtücher gewaschen. Nun blieb ihr noch die feine Wäsche der Kleinen übrig, und diese mußte ihrer Meinung nach besonders sauber sein. Am nächsten Sonntag nämlich gab der Better aus Louchette ein Festessen;

Michel war zwar ‚verhindert‘ und konnte nicht hingehen, aber Magdalene sollte die Kinder hinbegleiten. Sie wollte ihr Möglichstes tun, daß sie schöner wären als die andern.

Sie zog einen Unterrock aus geblühter Baumwolle über ihr Waschbrett und begann ihn sorgfältig einzuseifen; dann rieb sie lange, aber nicht zu stark. Das war eine Arbeit, die ihr zusagte und mit der sie gern länger zu tun gehabt hätte.

Der Sturmwind weht, feldaus, feldein,
Der Sturmwind weht, der Sturmwind geht!

Der Rehrreim war ihr abermals auf die Lippen gekommen; er war süß wie schmelzendes Zuckerwerk. Sie rieb und rieb, das feine Linnen verschwand zwischen ihren groben Fingern, und alles war voller Seifenschaum.

Sine hatte ihren Rosenkranz heruntergebetet, und Lalie hatte sie zu Bett gebracht, denn sie war sehr krank. Dann hatte sie Jo geholt. Jo war gekommen und hatte beide Hände voll Gras.

„Jo, Sine hätte Bauchweh . . . Ich wär ihre Mama und würd sie auf meinen Knien schaukeln . . . Du würdest ihr Tee bringen . . . So könnten wir spielen.“

Jo schüttelte unwillig den Kopf.

„Lene nicht gesagt!“

„Was tut denn das! Sine würd weinen . . . Ich würd ihr die Augen abwischen und ihr die Nase puhen.“

„Lene nicht gesagt!“

Lalie zerrte Jo am Arm.

„Du bist ein böser Bub, da!“

Jo wollte Sine einen Fußtritt versetzen, aber es gelang ihm nicht, weil Sine im Gras lag, und weil er den

Fuß sehr hoch hob, um kräftig treten zu können. Nun bückte er sich plötzlich und rieb ihr das Gesicht mit einer Handvoll Gras ab.

Lalie gab ihm einen Stoß, daß er auf den Boden kollerte. So weinte, und Lalie weinte noch mehr.

„Lene!“ schrie Jo.

„Lene! Lene!“ schrie Lalie.

Magdalene richtete sich auf und lief hinzu. Ihre Hände waren über und über mit weißem Seifenschaum bedeckt.

An welcher Arbeit sie sich jetzt auch befinden mochte, die Schreie der Kinder brachten sie sofort auf die Beine. So verlor sie jeden Tag Zeit und machte sich deshalb Vorwürfe, aber wie oft sie es sich auch vorwarf, sie ließ sich doch immer wieder stören. Die Schreie tönnten in ihrem Herzen wider und taten ihr weh.

„Ja, die Kinder machen mich noch närrisch!“

Sie trocknete ihre Hände ab und überschüttete die beiden mit Liebkosungen. Dann spielte sie mit und war Sines Mutter; Lalie aber zeigte Jo, wie man es mit dem Tee machen mußte.

Als sie wieder ganz in ihr Spiel vertieft waren, ging sie eilends wieder an ihre Arbeit. Die Zeit floh, und sie quälte sich in Gedanken aus lauter Verdruß über den verlorenen Augenblick.

„Wenn ich bei einer Frau im Dienst stünde, würde mir meine Sünde vergeben . . . Mit Puppen spielen, das ist Zeitvergeudung!“ dachte sie. „Los, ich will machen, daß ich fertig werde!“

Sie tauchte die Arme in das Wasser und machte sich allzu stürmisch daran, eines von Lalies Hemden auszuspülen. Aber nein, es hatte doch keinen Sinn, so eilig

damit umzugehen. Das Hemd war zerrissen, und das Wasser, das daraus herabtropfte, war schmutzig und voller Seife. Sie begann abermals. Das feine Linnen tat ihren Händen wohl.

„Liebes Hemd, werde weiß . . . Schöne Spitze, ich tauche dich in die Stärke, und du wirst schön steif, wie die Krause einer Auster.“

„Aach!“

Zehn Schritte von ihr, in der Richtung des Baches, ertönte ein Schrei. Zur gleichen Zeit rief Lalie in höchstem Schrecken:

„Lene! Lene!“

Magdalene fuhr mit einem Ruck hoch. Ihre Beine zitterten, und ihr Herz hörte auf zu schlagen. Der Kleine war nicht mehr da!

„So! So, wo bist du?“

Lalie wies auf den Bach.

Ein erneuter, laut gellender Schrei durchschnitt die Luft.

„Aach!“

Magdalene machte einen Satz und warf dabei das hinter ihr stehende Trockengestell um. Die saubere Wäsche fiel in den Schmutz. Um schneller laufen zu können, ließ sie ihre Holzschuhe zurück.

So war in den Bach gefallen. Zum Glück hatte er sich eine ungefährliche Stelle ausgesucht. Zwei Meter weiter, und er wäre von der Strömung fortgerissen worden. Aber hier streckte er den Schnabel aus dem Wasser, wie ein verlorenes Entchen, und Gott weiß, daß er ihn aufmachte!

Magdalene zog ihn auf die Wiese und kleidete ihn aus. Er schrie aus vollem Halse, und er hätte wohl noch lauter

geschrien, wenn ihm nicht die Zähne geklappert hätten. Als er ganz nackt auf der Wiese lag, brüllte er immer noch weiter. Magdalene rieb ihm den Rücken, damit ihm warm würde, sie selbst aber war weißer als ein frischgewaschenes Laken.

„Sein Blut ist erstarrt! Lieber Gott, gib, daß er nicht krank wird!“

Sie zog ihre Schürze aus, um das Kind hineinzuwickeln, aber die Schürze war naß geworden. Sie hatte nur ihren Rock, der trocken und aus warmem Stoff war. Sie zögerte keinen Augenblick und regte sich nicht einmal bei dem Gedanken auf, daß sie jemand so sehen könnte; mit rascher Hand zog sie den Rock aus und bedeckte den Kleinen damit, wie mit einer Glocke. Und als sie nun im Hemd da stand, sprang sie zu dem umgefallenen Trockengestell und knüpfte sich einen der Röcke, die sie soeben gewaschen hatte, um die Hüften.

„Komm, mein kleiner So! Wir wollen uns in Sicherheit bringen! Frierst du noch?“

Sie lief nach dem Hause; dabei schnitt sie den kürzesten Weg ab und sprang über die Gräben. Da sie ihre Holzschuhe nicht anhatte, drang ihr, als sie an einer Hecke vorbeikam, ein Dorn so tief in die Ferse, daß ihr das Herz einen Augenblick stockte und die Tränen ihr in die Augen traten. Sie blieb indes nicht stehen, sondern lief hinkend weiter. Als sie durch den Ziegenpferch kam, geriet sie mit den Füßen in den Schlamm einer Abflusgrinne. Der feuchte Rock klatschte um ihre Beine.

Der Kleine hatte sich inzwischen dank seiner warmen Umhüllung beruhigt; er wurde im Laufen hin und her geschüttelt und fing an, das alles sehr lustig zu finden.

Als Magdalene das Haus erreicht hatte und ihn zu Bett legen wollte, sträubte er sich und klammerte sich an ihrem Hals fest.

„Mehr, Lene . . . Mehr!“

Aber sie gab nicht nach. Ihre Furcht, daß er sich erkältet haben könne, war zu groß. Sie brachte ihn zu Bett und packte ihn zwischen zwei warme Kissen. Dann zog sie ihm saubere Kleider und seinen Sonntagskittel an.

„Frierst du noch, mein kleiner Jo? Wenn du frierst, mach ich dir süßen Wein warm . . .“

„Ja, Jo friert.“

Sie lief durch das Haus und suchte den Zucker, den Kocher und die Flasche.

„Hier, trink, mein Goldschas! Schmeckt er dir?“

Jo hatte die Nase in der Tasse und antwortete zwischen zwei Schlucken:

„Jo wieder tun!“

Magdalene beugte sich unruhig über ihn.

„Was sagst du? Was willst du wieder tun?“

„Ins Wasser, Jo wieder ins Wasser fallen!“ sprach der Kleine in entschiedenem Ton.

Am folgenden Tag mußte Magdalene ihre Arbeit von vorn beginnen, und an allen andern Tagen der Woche mußte sie sehr lange aufbleiben, um die verlorene Zeit einzuholen.

Als Lilies Kleider und die ihres Bruders endlich bereitlagen, war Magdalene noch nicht zufrieden. Sie erinnerte sich eines Festessens, das Corbier vor dem Tode des Vaters gegeben hatte. Die kleinen Bettlern

waren damals mit Bändern und Rüschen gepuzt gewesen, denn ihre Mutter war eitel. Außerdem hatte man ihnen besondere Kittel übergezogen, damit sie spielen konnten, ohne sich schmutzig zu machen. Die Mutter aber hatte sehr laut und mit schriller Stimme gesagt:

„Man muß sparsam leben . . . Wenn man das Geld nicht zusammenhält, geht alles verloren.“

Magdalene hatte gedacht:

„Diese hohen Töne redet sie meinertwegen . . . Danke schön! Aber mit ihrer Sparsamkeit tut sie nur so: um einen baumwollenen Anzug zu schützen, braucht man nicht solch schöne Kittel mit soviel Spitzen darauf.“

Ja, das hatte sie sogleich gedacht.

Jetzt ging ihr diese Geschichte im Kopf herum, nicht etwa ihretwegen, sondern wegen der Kinder, die in keiner Weise hinter denen anderer Leute zurückstehen sollten.

Nun klopfte eines Freitags ein vorüberkommender Händler an die Tür und bot Magdalene seine Ware an.

„Ich habe prachtvolle Schürzen . . . Neueste Mode . . . Benutzen Sie die Gelegenheit, meine Dame.“

„Danke“, sagte Magdalene, „ich brauche nichts.“

Der Händler machte ein schlaues Gesicht und zeigte auf Lalie und Jo.

„Sind das alle Ihre Kinder, meine Dame?“

„Ja“, antwortete sie und wurde rot.

„Ein schöner Anfang! Sie sind aber sehr artig! Wollen Sie ihnen nicht etwas kaufen? Bitte, schauen Sie sich doch meine Ware einmal an.“

Magdalene folgte ihm auf die Straße. Er hatte einen großen Wagen dabei, der ganz mit neuen Stoffen beladen war.

„Ich könnte vielleicht zwei Rittel nehmen“, sagte Magdalene.

„Gute Qualität natürlich, und so wie man sie heute trägt, nicht wahr?“

„Ganz gewiß!“ erwiderte sie.

„Sehen Sie hier . . . Oder dieses . . . Oder auch das.“

Er zeigte ihr alles mögliche, kleine, große, rote, grüne, blaue Stoffe . . .

„Suchen Sie sich nur etwas aus, meine Dame! Aber wenn ich Ihnen raten darf, so kann ich Ihnen dieses empfehlen, es ist das Beste vom Besten.“

Er hielt ihr einen hübschen Rittel aus rohem Leinen hin, dessen Ärmel bestickt waren und auf dem winzige Zwerge in allen möglichen Farben tanzten. Es war gerade der, welcher auch Magdalene aufgefallen war.

„Der wird zu teuer sein“, sagte sie.

„Nicht doch, meine Gnädige! . . . Zwei Franken fünfundsiebzig! Ich gebe Ihnen die beiden Rittel, fertig zum anziehen, für fünf Franken. Ist es so recht?“

„Das ist immer noch zu viel!“ sagte Magdalene, aber man hörte ihrer Stimme an, daß sie einverstanden war.

Sie ging in das Haus, um das Geld zu holen.

Fünf Franken! Das war viel, und es war keine dringende Ausgabe.

Sie öffnete die Schublade, in der Michels Börse lag. Fünf Franken! Michel würde sicher nichts davon merken, denn er kümmerte sich niemals um ihre Einkäufe, und er wäre nie auf den Gedanken gekommen, sie nach dem Preis von diesem oder jenem zu fragen. Sie nahm die Münze heraus und schloß die Schublade wieder.

„Halt, nein! Ich will mit meinem Geld bezahlen.“

Sie legte die Münze wieder zurück und nahm ihre eigene Börse heraus.

Der Händler hatte die beiden Kittel schon zusammengelegt.

„Ihr könntet mir eigentlich noch zwei kleine Taschentücher dazugeben, die man oben in das Täschchen stecken kann . . .“

„Das ist unmöglich, meine Dame . . . Aber ich will sie Ihnen zum Einkaufspreis lassen.“

Magdalene bezahlte die Kittel und die Taschentücher. Dann nahm sie noch ein schönes Band aus roter Seide, das sie Lalie ins Haar binden wollte, und zum Schluß kaufte sie noch ein paar feine, schön durchbrochene Strümpfe.

„Ihr holt mir das Geld aus der Börse“, sagte sie zu dem Händler und lachte.

Dieser gab zur Antwort:

„Sie sehn nicht so aus, als ob es Ihnen leid täte! Sie haben ganz recht, wissen Sie! Ich verstehe das gut, ich habe auch Kinder.“

„Ach! Und seid Ihr weit von hier daheim?“

„Das will ich glauben! In der Auvergne . . . Ich hab vier kleine Kinder. Wenn ich fortgehe, dreht sich mir das Herz um, Teufel!“

„Beim Vater“, sprach Magdalene, „geht so etwas immer noch . . . Aber wenn die Mutter sie immer so verlassen müßte wie Ihr . . .“

„Die Mutter! Ach ja, die Mutter! Die hat sie schön im Stich gelassen!“

„Sie ist tot?“ fragte Magdalene.

„Nein . . . Auf und davon ist sie . . . Wo mag sie wohl jetzt sein?“

Sein höfliches und zugleich listiges Gesicht hatte einen völlig anderen Ausdruck angenommen. Der hier stand, war ein armer Mann, den der Kummer schüttelte, und er stammelte in seiner heimatlichen Ausdrucksweise:

„Sie hat sie im Stich gelassen! . . . Vier Stück wo es sind! . . . Und haben vor Schmutz gestarrt! . . . Und ich wo doch weiter auf Handel gehn muß! . . . Die beiden kleinsten sind wie Euere; da tut einem das Herz weh! Ach, und der älteste, wo fast blind ist . . . Kann ich für ihn sorgen, kann ich ihn gesund machen? . . . Ach, jedem sein Schicksal ist nicht schön, Teufel!“

Er hatte seine Stoffe wieder zusammengelegt. Dann gab er sich einen Ruck, als ob er sich schämte, daß er sich so von der Erregung hatte übermannen lassen. Er verfiel wieder in seinen gepflegten Ton:

„Ich danke Ihnen sehr, meine Dame. Wenn ich wieder in die Gegend komme, hoffe ich, daß Sie wieder die Liebenswürdigkeit haben, sich meine Waren anzusehn.“

Nachdem er sehr höflich begrüßt hatte, nahm er seine Peitsche, und die Pferde setzten sich in Trab.

Magdalene murmelte, während sie in das Haus zurückging:

„Solche Weiber sollte man mit der Hundepeitsche durchprügeln. Zum Glück gibt es in dieser Gegend kaum welche von der Sorte! . . . Welch sonderbares Land muß das sein, die Auvergne!“

Der Sonntag war hell und klar. Der Himmel war blau, und die Sonne strahlte in festlichem Glanz.

Der Wind kam tändelnd einher; er strich über die Kornfelder und wirbelte das Meer der grünen, mit gelben Widerhaken besetzten Ähren auf, oder vielmehr er schüttelte die einzelnen Halme, wie um sie zu zählen. Dann stieg er wieder in die Höhe und taumelte wie ein Schmetterling von Ast zu Ast.

Die Hecken hatten sich gepuzt und hatten ihre in frischestem Grün strahlenden Blätter ausgestreckt. Die Blumen leuchteten, öffneten ihre großen Blüten und zeigten sich in ihrer ganzen Schönheit. Sogar die unscheinbaren Kräuter auf den Böschungen, die sich neu begrünt hatten, wetteiferten mit ihnen. Man mußte nur schauen, wie sie sich auf ihren Stengeln reckten und schön-taten! Die Vögel fangen, als ob sie plötzlich toll geworden wären.

Magdalene schritt langsam dahin und führte Jo an der Hand. Von Zeit zu Zeit nahm sie ihn auf den Arm und trug ihn ein kleines Stückchen. Lalie trabte vor ihnen her, und die gelockten Haare hingen ihr auf die Schultern.

Ein Ruckuck rief in einem Kirschbaum, der an einer Biegung des Weges stand. Lalie näherte sich auf den Zehenspitzen, um ihn zu erspähen, aber der Vogel flog plötzlich auf und ließ sich ein Stück weiter weg wieder nieder.

„Ruckuck! Ruckuck!“

Das Kind drehte sich um, und seine Augen strahlten:

„Lene, hörst du ihn? Ich glaube, ich hab ihm Angst gemacht!“

Sie sprang durch den Sonnenschein dahin und rief:

„O wie freue ich mich! Komm, Jo! Das ist lustig! Kommt alle beide!“

So lief zu ihr hin und begann mit ihr zu rufen:

„Ruckuck! Ruckuck! Ruckuck, wo bist du?“

Magdalene betrachtete sie, wie sie vor ihr dahintrippelten und fand, daß sie schön waren wie die Kinder der reichen Leute.

Sie hatte ihnen die neuen Strümpfe angezogen, und ihre kleinen Beine schimmerten durch die dünnen Maschen. Im letzten Augenblick hatte sie an die Hose des kleinen Jo noch eine doppelte Reihe Perlmutterknöpfe genäht. Auf dem Arm trug sie die beiden Kittel, die sie dem armen Handelsmann abgekauft hatte.

Sie selbst hatte sich auch fein gemacht: sie hatte ihren Sonntagsrock und ihre seidene Schürze angezogen. Wenn der Wind vorbeistrich, flatterten ihr die Bänder ihrer Haube ins Gesicht. Sie schritt mit erhobenem Kopf dahin und war so glücklich, wie man es nur sein konnte.

Bei der Base in Louchette waren an diesem Tag ein halbes Duzend Kinder versammelt. Lalie und Jo schienen die schönsten unter ihnen. Obschon sie darüber etwas gekränkt waren, beglückwünschten die Frauen Magdalene. Sie ward stolz darob.

Man hatte sie ein wenig abseits, an das Ende des Tisches gesetzt, weil sie nicht zur Familie gehörte. Sie nahm Jo auf den Schoß und gab ihm aus ihrem Teller zu essen. Dazu sagte sie:

„Er ist es so gewohnt. Er würde sonst nichts anrühren.“

Sie schwatzte und hielt den Scherzen der Männer stand. Dann erzählte sie die Geschichte von der Frau aus der Auvergne, die ihre Kinder verlassen hatte.

Die Base fragte, ob der Mann dieser Frau ihr die Kleider der beiden Kinder verkauft habe.

„Nicht die ganzen Kleider“, erwiderte Magdalene, „sondern nur ein paar Stücke davon.“

Die Base preßte ihre schmalen Lippen zusammen und bemerkte:

„Ich bin auch an dem Wagen gewesen, aber der Mann war viel zu teuer . . . Wir haben kein Geld, um es zum Fenster hinauszwerfen.“

Magdalene hätte am liebsten laut aufgelacht.

„Die bleibt doch immer dieselbe!“ dachte sie. „Um das Geld für diese Kleider habe ich sie zum Glück nicht zu fragen brauchen . . . Aber ich weiß wohl, wo das Geld wirklich zu finden ist!“

Den ganzen Tag über machte ihr dieser Gedanke das Herz leicht. Und noch am Abend, auf dem Weg nach dem Mühlenhof, schüttelte sie beim Gehen den Kopf und murmelte:

„Ich habe ja das Geld dazu! Und wenn ich es einmal zum Fenster hinauswerfen will! Wenn ich dadurch glücklich werde! . . . Ich habe zweihundertfünfzig Franken auf der Sparkasse . . . Was tun die zweihundertfünfzig Franken dort?“

Magdalene war eine Zeitlang ganz und gar mit dem Leben ausgeföhnt.

Kürassier war um einen anderen Briefträgerposten eingekommen. Während er auf die Zusage wartete, arbeitete er ein wenig, und man hörte nichts mehr von Streitigkeiten oder Zechereien.

Was dagegen das Leben auf dem Mühlenhof anging, so war Michel fast nie zu Hause. Selbst an den

Sonntagen sah man ihn kaum. Magdalene freute sich darüber.

„Er vertreibt sich die Zeit“, dachte sie. „Er ist im Grund kein ernster Mensch . . . Um so besser für mich! Auf die Art wird er auch nicht daran denken, wieder zu heiraten . . . Diese armselige Schneiderin könnte meinen Platz im Haus nicht ausfüllen.“

Solches dachte sie, nachdem sie einen Augenblick eine dumpfe Angst empfunden hatte. Jetzt lachte sie darüber, denn ihre Befürchtungen kamen ihr vor wie rechte Hirngespinnste.

Michel sprach zwar nicht oft mit ihr, aber er war immer sehr freundlich.

Er ließ ihr alle Freiheit. Sie konnte über sein Geld verfügen und kaufte und verkaufte nach ihrem Gutdünken. Manchmal tat sie wohl so, als wolle sie Rechenschaft ablegen, aber dann schüttelte er den Kopf und sagte lachend:

„Nicht nötig! Nicht nötig! Ich trau Euch schon.“

Wenn er ihr zugehört hätte, so hätte er dennoch vielleicht merken können, daß sie ihn täuschte. Wenn sie ihm zum Beispiel sagte:

„Ich hab für Lalie ein Paar Stiefel gekauft, sie haben fünf Franken gekostet . . .“

So hätte nicht viel Aufmerksamkeit dazugehört, um zu sehen, daß diese Stiefel ein Paar wunderschöne Halbschuhe waren, die mindestens das Doppelte kosteten.

Ebenso mußte man schon ziemlich dumm sein, wenn man glaubte, daß sie beim Kolonialwarenhändler nur eine Tafel Schokolade im Monat kaufte, da die Kinder die Hände immer voller Süßigkeiten hatten.

Aber nichts öffnete ihm die Augen. Die Hausarbeit wurde getan, die Kinder wurden größer, der Hof kam wieder in die Höhe. Er fragte nicht weiter, wodurch. Sein Geist war viel zu sehr mit anderen Dingen beschäftigt, als daß er näher hätte zuschauen mögen, was in seinem Hause vor sich ging.

Magdalene bemerkte diese Teilnahmslosigkeit wohl, und da sie schlau war, zog sie ihren Nutzen daraus.

In der Schublade des neuen Schrankes lagen zwei Gelbbörsern nebeneinander. Wenn sie alltägliche Dinge einkaufte oder Geld für notwendige Ausgaben benötigte, griff sie in die, welche Michel gehörte; aber wenn sie den Kindern eine Freude machen wollte, öffnete sie ihre eigene Börse. Mit ihrem eigenen Geld bezahlte sie all die Süßigkeiten, das Spielzeug und den Schmuck. Diese Art des Einkaufens war so bequem für sie, und die Freude der Kleinen leuchtete so hell in ihrem Herzen wider!

Nur ein Umstand hinderte sie daran, Dummheiten zu machen: ihre Börse war winzig klein, und bald mußte sie mit ihrem Geld zu Ende sein.

Seit einigen Jahren lieferte sie ihren Lohn nicht mehr der Mutter ab; allerdings hatte sie ihr eine kleine Summe ausgesetzt, um zu ihrem Lebensunterhalt zu ihrem Teil beizutragen. Auch ihrem Bruder hatte sie Geld geschickt, als er noch beim Militär war, und noch jetzt gab sie ihm von Zeit zu Zeit etwas. Sie konnte also nicht gerade sehr reich sein!

Wohl lagen jene zweihundertfünfzig Franken auf der Sparkasse, aber sie dachte noch nicht daran, sie zu holen.

Sie rechnete:

„Es bleiben mir noch acht Franken. In zwei Monaten ist Allerheiligen, dann gibt Corbier mir meinen Lohn . . . Wenn ich nichts für mich selbst kaufe, kann es reichen . . . Ich werde mich etwas einschränken, um ihnen eine Freude zu machen, das ist alles . . . Ich kann es ja im Winter wieder zusammensparen.“

Als sie eines Sonntags mit den Kindern auf der Straße nach Saint-Ambroise spazierengegangen war, hatte sie einen Mann namens Bouju getroffen, der Junggeselle, fünfunddreißig Jahre alt und weitläufig mit ihr verwandt war. Er war neben ihr hergegangen und hatte ihr von seinen Verhältnissen, seinen Neigungen und seinen Ersparnissen erzählt. Dann hatte er ihr gesagt, daß sie gut daran täte, zu heiraten, daß sie ihm sehr wohl gefalle, und endlich, daß er sie gern heiraten wolle.

„Ei, das hätt' ich nie gedacht!“ hatte sie ausgerufen.

Sie war überrascht stehengeblieben, und der Gedanke an eine solche Heirat war ihr so komisch vorgekommen, daß sie angefangen hatte, zu lachen.

Gewiß, er sah schon rechtschaffen aus, dieser Bouju, und ihr Herz schlug noch für keinen andern Mann . . . Und dennoch hatte sie laut gelacht.

Eines Morgens war Magdalene sehr betrübt. Am Abend zuvor war sie in Saint-Ambroise gewesen und hatte den Kindern von dort nur ein Pfund Weißbrot mitgebracht. Aber sie mochten jetzt solche Leckereien nicht mehr, über die sie sich einst gefreut hatten.

Lalie vor allem war unartig geworden, denn sie hatte Magdalene gebeten, ihr eine große Puppe zu kaufen, die

hinter einem Schaufenster der Krämerin im Dorf zu sehen war. Sie hatte Magdalene an ihrer empfindlichsten Stelle getroffen, als sie sagte:

„Hermine aus Louchette, die hat drei Puppen! Ihre Mutter kauft ihr alle Puppen, die sie haben will . . . Aber ich habe nicht einmal eine einzige, denn Sie hat einen zerbrochenen Kopf.“

Magdalene war sehr traurig, und das Herz war ihr schwer. Und doch hatte sie so gehandelt, wie die Vernunft es ihr vorschrieb. Es blieben ihr gerade noch fünf Franken, und die Puppe — um die sie weiß Gott genug gefeilscht hatte! — kostete deren drei. Sie zu nehmen, wäre eine Tollheit gewesen, denn Allerheiligen war noch weit, und was konnte man mit den paar Kröten, die ihr noch blieben, schon kaufen?

Aber trotzdem mußte sie an Hermine denken! Drei Puppen! Warum nicht gar zehn? Was machte sie mit diesen drei Puppen? Ihre Mutter hatte sie ihr ganz einfach nur gekauft, damit sie damit prahlen konnte!

Magdalene redete sich von selbst in Zorn hinein.

„Die von Louchette kenn ich; sie hat einen großen Rand . . . Und sie ärgert auch gern andere Leute . . . Jedesmal, wenn sie mich sieht, muß sie es mir erzählen! . . . Drei Puppen! Kann man sein Geld nur so zum Fenster hinauswerfen! Aber was hat sie schon davon, sie kann alles kaufen, was sie will, ihre dicke Hermine wird davon nicht klüger und nicht schöner . . . Soll sie doch mal versuchen, sie neben Lalie zu stellen! . . . Wenn ich ihr an Allerheiligen, vorausgesetzt, daß alles klappt, nicht eine Puppe für fünf Franken kaufe, will ich Hans heißen! Ah, ich werd es ihr schon zeigen! . . .“

So brummte sie vor sich hin, während sie das Feuer anschürte und mit der Feuerzange in der Luft herumfuchtelte.

Hinter ihr ließ sich eine tiefe Stimme vernehmen.

„Ei, ei! Ich glaube, du machst ein bißchen viel Radau!“

Sie errötete und stand auf, aber als sie ihren Bruder erkannte, begann sie zu lachen.

Er war hinzugekommen, ohne daß sie ihn hörte, und nun stand er auf der Schwelle.

„Du bist das!“ sagte sie. „Komm nur rein!“

Er trat zu ihr, um ihr einen Kuß zu geben, dann sagte er lachend:

„Schönes Wetter heute morgen. Die Sonne fällt wie ein Segen vom Himmel.“

Auf dem Grunde seiner blauen Augen indessen flackerte es unruhig. Magdalene bemerkte es jedoch nicht und war von Herzen froh, als sie ihn bei so guter Stimmung sah.

„Wo gehst du jetzt hin, Großer?“

„Nach Grand'Combe zu Rivard, der hat mich bestellt. Ich hab nur einen kleinen Abstecher gemacht, um zu sehn, was es bei dir Neues gibt. Man sieht dich gar nicht mehr in Coudray.“

„Ich hab Arbeit, stehst du. Wegen der Kinder kann ich nicht so leicht fort.“

Kürassier hatte sich einen Stuhl herbeigezogen und sprach ein paar Minuten lang von seiner Sätigkeit; seit mehreren Tagen hatte er nicht mehr gefeiert und hatte auch für diese Woche noch gute Aussicht, jeden Tag Beschäftigung zu finden.

Magdalene hielt mit ihrer Arbeit inne. Ihr ging plötzlich ein Gedanke durch den Kopf.

„Sicher hat er Geld . . . Er würde mir schon etwas davon geben . . . Ich brauchte ihn nur darum zu bitten.“

Doch dann hatte sie das Gefühl, als sei das ein Unrecht. Sie war jung und stark und durfte nicht das Geld ihres armen Bruders nehmen, der sein Brot so mühsam verdiente.

„Und doch, auch ich habe ihm welches gegeben, ehe er den Unfall gehabt hat . . . Außerdem würde ich es ihm ja nach Allerheiligen zurückzahlen . . . Ich könnte jetzt gleich bei der Krämerin die Schlafpuppe kaufen; sie kostet nur drei Franken, und Lalie würde sich freuen!“

Während diese Gedanken ihr durch den Kopf gingen, ließ sie ihre Hände ruhen, und ihre Augen begannen zu leuchten. Sie hörte nicht mehr auf das, was ihr Bruder sagte. Die Versuchung rumorte in ihr wie eine Gewitterwolke.

Plötzlich faßte sie einen Entschluß:

„Wenn die Dinge so liegen, Großer, und du arbeitest jeden Tag, dann mußt du doch im Augenblick viel Geld haben?“

Er fuhr ein wenig zusammen, und auch seine Gedanken bewegten sich in dieser neuen Richtung.

„Viel Geld? Ah bah! Wenn ich mein Brot verdiene, dann mit aller Mühe.“

Er senkte die Augen und wiederholte:

„Dann mit aller Mühe . . . Mit aller Mühe . . . Ich hab nie Geld in der Tasche.“

Gewöhnlich hatte er nicht so viel Worte zu machen brauchen, denn bevor er noch etwas gesagt hatte, pflegte

Magdalene ihm ein Geldstück in die Hand zu drücken. Heute aber rührte sie sich nicht.

„Ich bin angezogen wie ein Strolch. Siehst du, meine Segeltuchschuhe halten nicht mehr . . . Ich werde noch verrückt, weil ich nicht rauchen kann . . .“

Sie sagte noch immer nichts. Endlich stammelte er mit leichenfahlem Gesicht und mit Tränen in den Augen:

„Madalene, hör mal . . . Ich hab dir etwas Schweres zu sagen . . . Magdalene, hättest du nicht etwas Geld für mich?“

„Ah geh, du weißt doch!“

Sie hatte diese Worte in zornigem Ton hingeworfen und blieb nun unbeweglich stehen, denn sie war sehr bestürzt über diesen ersten Zusammenstoß.

Er war einen Augenblick sprachlos vor Überraschung; dann stand er auf:

„Ah! Schön! Ich sage lebwohl, Schwester!“

Er hatte jedoch noch keine drei Schritte getan, als Magdalene ihm um den Hals fiel.

„Geh nicht fort, Großer! Wart, ich will es dir erklären . . . Du darfst dich nicht ärgern . . . Ich will dir Geld geben . . . Manchmal sagt man etwas so dahin, weißt du!“

Sie preßte ihn in ihren starken Armen, daß er sich nicht mehr rühren konnte, und zwang ihn, sich hinzusetzen.

„Geld . . . für deinen Tabak . . . Ja, ich will dir welches geben, mein Armer.“

Sie hatte ihre Geldbörse geholt und entnahm ihr langsam und als ob es ihr leid darum täte, ein paar kleine Münzen.

„Da, hier nimm . . . Genügt das?“

Er antwortete bitter:

„Ein Paket Tabak kostet nicht so viel.“

„Das stimmt“, sagte sie.

Die Geldstücke lagen nebeneinander auf dem Tisch; sie schob fünf davon mit dem Finger zurück und nahm sie dann errötend wieder an sich.

Sie hatte ihre Börse rasch geschlossen, und um diesen Auftritt so schnell wie möglich zu vergessen, sprach sie von ihrer Mutter und von Fridoline, dann schalt sie auf Stephchen, die man mit Gideon in der Gegend umherziehen sähe. Er aber unterbrach sie:

„Magdalene, du hast mich nicht verstanden . . . Doch das ist meine Schuld. Ich habe mich schlecht ausgedrückt, und ich habe dazu gelogen . . . Ich hab gar keine Lust zu rauchen, und ein wenig Geld verdiene ich jeden Tag . . . Ich habe welches, aber es reicht nicht für das, was ich tun will. Leih mir zwanzig Franken . . . Leih mir zehn Franken . . . Leih mir nur fünf Franken!“

„Fünf Franken! Das ist meine ganze Barschaft“, sprach Magdalene.

„Ich zahl sie dir zurück, wenn ich eine Stelle habe . . . Und ich will dir auch alles zurückzahlen, was du mir schon gegeben hast.“

„Nein, das auf keinen Fall! Mit dir teile ich, Großer, und das gehört sich so. Wenn du mir das zurückzahlen willst, was ich dir gegeben habe, dann nur im Guten.“

Doch sie wurde unruhig, da sie ihn so vor sich sitzen und zittern sah; sie trat zu ihm und sagte leise und mit einer großen Zärtlichkeit in ihrer Stimme:

„Hans, sprich ein Wort! Dein Herz ist verwirrt. Sag mir deinen Kummer, und ich will dich trösten . . .

Wenn du Geld willst, ich hab viel auf der Sparkasse und werde dir welches holen.“

Er hatte ihre eine Hand ergriffen und preßte seine Lippen darauf. Dann kamen seine Worte, schwer und gebrochen:

„Ach ja! So ist das! Arme Schwester! Schaff du nur, mach deine Finger und deine Augen kaputt . . . Ich bin ja auch da . . . Ich nehme dein Geld und werf es zum Fenster hinaus, und wenn du alt bist, kommst du ins Armenhaus.“

„Sprich nicht so, Hans, du tust mir weh!“

„Arme Schwester! Willst du wissen, wo das Geld hinkommt, das du mir gibst? Geh nach Chantepie und frag Violetta, die Schneiderin. Wenn sie vor dir steht, betrachte sie von oben bis unten. Betrachte ihren Gürtel mit der silbernen Schnalle, betrachte ihre Finger, ihre Ohren, ihren Hals . . . An der rechten Hand trägt sie einen goldenen Ring mit blizenden Steinen: den hab ich ihr gekauft . . . An der linken Hand trägt sie zwei andere . . . Wer mag ihr die wohl geschenkt haben? Und wer hat ihr die Ohringe und Halsketten geschenkt? Ihre Mutter nicht, und ich auch nicht! . . . Und dennoch liebe ich sie! Ich liebe sie!“

„Du bist ja toll, armer Junge!“

„Ich liebe sie! Ich bin toll, das stimmt! Mach nur die Augen auf! Sieh mich gut an! Ich bin der Schandfleck der Familie . . . Eines Tages werde ich noch wild wie ein Tier.“

Magdalene war tief erschrocken und bemühte sich, ihm den Kopf zurechtzusetzen.

„Willst du endlich still sein! Was fehlt dir denn noch? Du hast mich um Geld gebeten, und du wirfst es be-

kommen . . . Ich gebe dir so viel du willst . . . Aber sei endlich still! Sei still!"

"Geld! Ja, gib mir welches! Gib mir fünf Franken . . . Es soll das leßtemal sein . . . Mir fehlen noch fünf Franken, damit ich die Uhr kaufen kann, die sie haben will."

Verzweifelt fügte er hinzu:

"Und die andern werden ihr die Kette dazu schenken . . . Ich bin ja ein Feigling. Ich bin kein Mann, da hast du recht gesprochen!"

Magdalene leerte ihre Börse und steckte ihm das Geld in die Tasche, ohne dabei ein Wort zu reden.

"Danke", sagte er. "Ich will jetzt gehn. Und wenn ich heut abend früh genug bei Rivard fertig bin, kaufe ich die Uhr; dann bekommt sie sie morgen, denn sie arbeitet diese Woche in Saint-Ambroise . . . Hast du sie nicht heute früh hier vorbeigehen sehn? Dein Herr, der wird sie schon gesehn haben! Lebwohl! Gib mir keinen Ruß! Nein, nein! Ich verdiene es nicht."

Er ging, und Magdalene machte sich weinend wieder an ihre Arbeit. Gleich danach kam Lalie herein und setzte sich unbekümmert vor ihr auf den Boden.

"Ah, du weinst!" sagte sie. "Jetzt bist du an der Reihe. Gestern habe ich arg geweint . . . Der liebe Gott hat dich gestraft, das kannst du dir merken! Holst du sie mir jetzt, die große Puppe bei der Krämerin?"

Magdalene bückte sich zu dem Kind hinab und zog es ungestüm an sich.

"Meinetwegen, ja, ich geh hin! Sei nur zufrieden! Sie können alle machen, was sie wollen, du sollst deine Puppe haben."

Sie hatte sich in diesem Augenblick entschlossen.

Mittags sagte sie es Michel.

„Morgen muß ich auf den Markt. Es sind zwanzig von den jungen Hühnern zu verkaufen, und ein Korb Butter und Eier.“

Er antwortete:

„Es ist gut! Ich werde dem Fuhrmann Bescheid sagen, daß er alles mitnimmt.“

Am nächsten Tag also ging Magdalene vom Markt aus auf die Sparkasse und hob zwanzig Franken ab. Dann kaufte sie bei einem Händler in der Stadt eine Puppe, die noch schöner war, als die der Krämerin.

Heimwärts schlug sie die Straße nach Saint-Ambroise ein. Als sie durch den Flecken ging, sah sie an einem offenen Fenster zwei Näherinnen, die sich über ihre Arbeit beugten und lachten. Ein wenig hinter ihnen stand ein anderes Mädchen; sie war groß von Gestalt und hielt die Schere in der Hand. Auf ihrer Brust aber bemerkte man eine winzige, funkelnde Uhr.

Magdalenes Herz hob sich vor Zorn.

„Da! Sie hat ihre Uhr schon! Nun, wenn ich sie sehe, sag ich ihr, was ich darüber denke! Ich werde sie schon lehren, Lalie und Jo ihr Geld wegzustehlen!

Am gleichen Abend lauerte sie Violetta auf, die am Mühlenhof vorüberkommen mußte, wenn sie nach Chantepie zurückging. Es war umsonst; und weder am folgenden, noch am drauffolgenden Tag kam Violetta vorbei.

Endlich, am Freitagabend, Magdalene schnitt gerade Gemüse im Garten ab, hörte sie Schritte auf der Straße. Sie richtete sich auf und erkannte die beiden kleinen Lehrlingmädchen, die sich gerade mit sehr belustigter Miene etwas erzählten. Magdalene wartete, bis sie verschwunden waren, dann trat sie auf die Straße hinaus.

„Ah, gut!“ murmelte sie.

Am andern Ende der Hecke, hundert Schritte weiter unten, war Violetta vor Michel stehengeblieben und tat ihm mit gesenktem Kopf schön.

„Gut! Gut! Ich will etwas weiter oben warten.“

Sie schritt lautlos nach dem Hause zurück, und nachdem sie einen Blick auf die Kinder geworfen hatte, lief sie an den hinteren Gebäuden entlang nach dem Teich zu.

Sie brauchte nicht lange zu warten. Violetta kam mit raschen Schritten daher, um ihre Lehrlingmädchen bald wieder einzuholen. Als sie nahe genug herangekommen war, kletterte Magdalene über eine Holzstiege und trat auf die Mitte der Straße hinaus.

„Guten Abend, Fräulein Violetta!“

„Guten Abend!“ sagte die Schneiderin und bog ein wenig zur Seite, um rasch vorbeizugehen.

Da sprach Magdalene:

„Ihr scheint sehr eilig zu sein!“

„Das bin ich tatsächlich!“

„Ich hätte Euch aber etwas zu sagen.“

„Ihr?“

„Ja . . . Und zwar nicht zu meinem Vergnügen . . . Vielleicht auch nicht zu dem Euern.“

„Ah bah!“ sagte Violetta und blieb stehen.

Violetta sagte: Ah bah! und ließ dabei ein kurzes, trockenes Lachen hören. Ihre Augen gingen vom Kopf bis zu den Füßen über Magdalene hin.

Sie blickte so keck drein, daß Magdalene etwas gereizt fragte:

„Was seht Ihr mich so forschend an? Sitzt etwa mein Rock nicht richtig?“

„Im Gegenteil! Er hängt weit genug herunter. Meine Großmutter trug einen solchen, und den hatte sie auch schon geerbt.“

„Ihr habt eine scharfe Zunge!“

„Zu dienen!“

Sie blickten sich eine gute Sekunde bis auf den Grund der Augen, dann hob Violetta ihr hübsches, übermütiges Gesicht.

„Was findet denn Ihr an mir“, sagte sie, „das Euch nicht gefällt?“

Magdalene erwiderte:

„Eure Uhr betrachte ich. Ich finde sie hübsch.“

„Wollt Ihr sie Euch näher anschauen?“

„Danke. Ich kann sie sehr gut sehn. Es ist eine von diesen kleinen Uhren, wie man sie heutzutage hat; es ist kein Erbstück, wie der Rock Eurer Großmutter.“

„Das habt Ihr gut gesagt! Aber ob es eine von den neu-modischen Uhren ist oder nicht, geht Euch wohl nichts an.“

„Um Vergebung! Ich weiß, seit wann Ihr diese Uhr besitzt, und wer sie Euch gegeben hat. . . Gebt Euch keine Mühe mit Ausflüchten, meine Liebe!“

Violetta wurde unruhig; das Blut stieg ihr in die Wangen, und ihre zierlichen Nasenflügel, die ganz weiß geworden waren, bebten.

„Nun und?“

„Ihr habt keinen Stolz!“ sagte Magdalene. „Diese Uhr und die Ringe, die Ihr tragt, habt Ihr nicht selbst bezahlt . . .“

Die andere schüttelte den Kopf, und ihr trockenes Lachen klang wie ein Peitschenknall.

„O doch“, sagte sie, „ich habe sie bezahlt!“

Magdalene wollte vor Wut bersten.

„Und Ihr schämt Euch gar nicht! Das, was Ihr da tut, ist eine schwere Sünde . . . Wenn Eure Mutter Euch hören würde!“

Aber sie sah, daß die Schamlosigkeit in diesen schwarzen Augen triumphierte. Sie begriff, daß hier jede Vorkhaltung fruchtlos war und änderte ihren Ton.

„Von heute ab laßt Ihr meinen Bruder in Ruhe. Da Ihr nichts habt, das Euch zurückhält, weder Scham noch Religion . . .“

Violetta fiel ihr in die Rede:

„Davon hab ich immer noch soviel wie Ihr . . . Eurer Religion könnt Ihr Euch auch rühmen! Geht doch hin und laßt Euch taufen!“

„ . . . und da Ihr Euch vor Eurer Mutter nicht scheut, werde von jetzt an ich auf diese Dinge achten. Hört gut zu: Wenn Ihr abermals versucht, ihn an Euch zu locken, werde ich es Euch büßen lassen, mein Kind . . . Und da könnt Ihr noch lachen?“

„Ah! Ah! Wie sagt Ihr? Büßen lassen wollt Ihr mich? Ich möchte gern wissen, wie Ihr das macht! Ihr wollt mich am Ende schlagen? Groß genug dazu seid Ihr, und Ihr seht auch danach aus! . . . Nein? . . . Ihr wollt mich nicht schlagen? Wie wollt Ihr es denn sonst machen?“

Ja, wie sollte sie es wohl machen? Magdalene verlor unter den dreiften Augen der andern ihre Fassung. Gleichwohl sagte sie:

„Zuerst sage ich meinem Bruder Bescheid, damit er von Eurem Lebenswandel erfährt.“

„Darüber weiß er vielleicht besser Bescheid als Ihr!“

„Er wird erfahren, daß Ihr Euch an demselben Tag, da er Euch eine Uhr geschenkt hat, mit einem anderen Liebhaber abgegeben habt. Ich werde ihm erzählen, daß Ihr gerade vorhin mit Michel Corbier zusammen wart . . .“

„Nur zu!“ entgegnete Violetta mit einem höhnischen Grinsen. „Ihr seid eifersüchtig, das hättet Ihr gleich sagen sollen.“

„Da täuscht Ihr Euch. Laßt meinen Bruder in Frieden, und Ihr könnt tun, was Ihr wollt, ohne das Geringste von mir fürchten zu brauchen. Aber wenn Ihr ihn noch immer nicht in Ruhe laßt . . .“

„Ihr wollt mir nachspionieren und mich auf jede Weise bei Euerm Herrn ins schlechte Licht setzen. Ich weiß schon, warum.“

Violetta war auf sie zugetreten, und ihre Züge nahmen einen so bössartigen Ausdruck an, daß sie ganz häßlich wurde.

„Auf mich sind schon andere eifersüchtig gewesen“, sagte sie, „aber noch kein solch garstiges Frauenzimmer wie Ihr!“

Magdalene ließ sie reden, ohne ihr diese Worte weiter übelzunehmen. Jene aber trat noch etwas näher auf sie zu und sagte mit ihrem bösen Lachen:

„Hört zu: in diesem Spiel seid Ihr die Schwächere . . . Da es nichts gibt, das Euch zurückhalten könnte — so

sagt Ihr doch, nicht wahr? — da nichts Euch zurückzuhalten vermag, weder die Scham, noch die Religion, noch die Angst vor Eurer Mutter, so will ich Euch büßen lassen . . . Von jetzt ab, rate ich Euch, könnt Ihr Euch mit dem Gedanken vertraut machen, daß Ihr nicht auf dem Mühlenhof bleibt.“

Magdalene erblaßte, und ihre Hände fuhren nach der Brust.

„Was sagt Ihr? Was wagt Ihr da zu sagen?“

„Erschreckt nur nicht, und schreit bitte nicht so! Ich bin gutmütig, ich werde Euch einen Monat vor Allerheiligen kündigen . . . Dann habt Ihr Zeit, Euch eine andere Stellung zu suchen.“

„Aber Ihr wißt nicht . . . Ihr könnt Euch nicht vorstellen . . .“

„Aber gewiß! Vollkommen! Ich weiß, ich stelle es mir vor. Und gerade deshalb schick ich Euch fort. Das wird Euch übrigens eine Lehre sein, daß Ihr Euch um Eure eigenen Angelegenheiten kümmert.“

Magdalene stammelte mit zusammengepreßter Kehle:

„Nein, es ist nicht das, was Ihr glaubt . . . Ich bin nicht eifersüchtig, geht! Es ist wegen der Kinder . . . Oh, so böse könnt Ihr nicht sein!“

„Die Kinder? Nun geht mir aber weg! Was erzählt Ihr mir da! Ihr seid nicht ihre Mutter, Ihr seid nichts für sie . . . Was fällt Euch ein? Schlagen wollt Ihr mich?“

„Schweigen Sie! Schweigen Sie, Fräulein Violetta!“

„Jetzt auf einmal Fräulein Violetta! Aber das hilft alles nichts! Ihr werdet den Hof verlassen, meine Teure! Und wenn Ihr fort seid, werdet Ihr weder den Vater,

noch die Kinder wiedersehn . . . Ich lasse Euch das Haus verbieten.“

„Ah, ich drücke dir die Kehle zu, du falsches Mensch!“

Magdalene war mit den Händen auf sie losgefahren, aber die andere sprang davon, und ihr kleiner Kopf mit den gestrählten und schimmernden Haaren sah aus wie der Kopf einer Schlange.

„Magdalene Clarandean“, zischte sie, „Ihr habt angefangen. Aber Ihr habt Euch verrechnet . . . Ich glaube, Ihr werdet noch an mich denken.“

Dann aber murmelte sie vor sich hin:

„Mein lieber Pate, der Ihr Euch so viel Gedanken um dieses Mädchen macht, der Ihr Euch solche Mühe gebt, ihr Blumen ins Haar zu stecken, mein lieber Pate, Ihr sollt zufrieden sein!“

Am Montag eröffnete Michel den Krieg.

Schon am frühen Morgen suchte er Streit mit Magdalene. Abends kam er auf den Bank zurück, ohne die Spur eines Vorwandes zu haben, oder ohne gar zu warten, bis die Knechte die Stube verlassen hatten.

Während der darauffolgenden Tage war es das gleiche Lied. Nun begann eine tödliche Unruhe an Magdalene zu fressen. Manchmal versuchte sie noch, sich selbst zu beruhigen.

„Das wird er nicht wagen“, sagte sie sich. „Er muß einen Grund haben, um mich davonzujagen . . . Ich glaube übrigens, er fängt an, einzulenkten.“

Und dann kam Violetta vorüber, oder aber sie schrieb, und gleich darauf brach das Unwetter wieder los.

Magdalene erwiderte nichts auf Michels Vorwürfe. Meistens hörte sie nicht einmal auf das, was er sagte. Das Blut schoß ihr in die Wangen, und dann strömte es ebenso rasch wieder zurück. Ihr Herz wurde kalt. Von Zeit zu Zeit schlug es heftig und schmerzhaft in ihrer Brust, wie mit Hammerschlägen; plötzlich stockte es, um bald darauf wieder in wildem Takt zu rasen. Ihre Beine wurden plötzlich schwach, ihr Blick trübte sich, und alle ihre Gedanken versanken in einer sonderbaren Angst, die der Angst ähnelte, die ein Mensch angesichts des Todes empfindet.

Wenn die Männer draußen waren, linderte sie ihren Gram durch wohlthuendes Weinen.

Sie verrichtete ihre Arbeit nicht mehr so gut wie früher. Da sie mehr als gewöhnlich darauf bedacht war, Michels Unzufriedenheit nicht zu erregen, brauchte sie für Dinge, auf die sich die Aufmerksamkeit des Herrn zu richten pflegte, mehr Zeit, als nötig war. Und für das, was dann noch zu tun übrig blieb, waren die Tage nicht lang genug. So wischte sie wohl noch, und zwar mit großer Sorgfalt, die alten Geräte über dem Ramin ab, die häßlich genug waren und auf die sie seit dem Tode des alten Corbier achtgab, aber die Stühle, die Betten und die Schränke mit den schönen eisernen Beschlägen berührte sie nur noch selten und mit flüchtiger Hand.

Es geschah, daß sie sich hinsetzte, so auf die Knie nahm und längere Zeit so sitzen blieb. Wenn das Kind sich wiegen ließ und auf ihrer Schulter einschlief, wenn dann der sanfte, lauwarme Atem ihr Gesicht streichelte, ergriff sie eine süße Betäubung, und sie erlebte noch einmal, in einem einzigen Vergessen, einen Augenblick hohen Glückes.

Michel widersprach ihr bei jeder Gelegenheit und beständige sich gewaltsam seine Macht über sie. Eines Morgens befahl er Magdalene in einem Ton, der keine Widerrede duldet, Lalie's Kleider herzurichten, damit sie nach Allerheiligen zur Schule gehen könne.

Es war tatsächlich Zeit: Lalie war volle sieben Jahre alt. Aber da sie allein nach Saint-Ambroise hätte gehen müssen, war es Magdalene bis jetzt gelungen, sie noch zu Hause zu behalten. Sie hatte das Kind lesen und rechnen gelehrt und hatte ihm sogar in der Stadt schöne Hefte gekauft, in denen es seine ersten Schreibversuche machte. Magdalene aber freute sich, denn sie sah, daß Lalie einmal eine schöne Handschrift haben würde.

Anfangs Oktober hatte der Vater wohl davon gesprochen, daß er das Mädchen zur Schule schicken wolle, aber Magdalene hatte sich diesem Plan wegen des langen Weges und wegen des winterlichen Frostwetters widersetzt. Michel hatte damals nachgegeben. Jetzt aber kam er auf seine Absicht zurück, ohne irgendeinen neuen Grund anzugeben.

„Lalie wird vom ersten Montag im November an zur Schule gehn. Sorgt dafür, daß ihre Kleider in Ordnung sind.“

„Wo werde ich am ersten Montag im November sein?“ dachte Magdalene. „Wir haben noch vierzehn Tage bis Allerheiligen, dann ist mein Vertrag zu Ende, und er sagt nichts von einer Erneuerung.“

Michel hüllte sich in der That über diesen Punkt in Schweigen, und darüber erschrak Magdalene sehr.

Doch eines Tages bei Tisch sagte er plötzlich, nachdem er Pläne für das kommende Jahr gemacht hatte:

„Was Euch angeht, Magdalene, wozu habt Ihr Euch entschlossen?“

Sie gab keine Antwort, schob ihren Stuhl zurück und wandte ihm den Rücken, um das Feuer anzufachen.

„Was gedenkt Ihr zu tun? Ihr habt mir noch nicht gesagt, ob Ihr hierbleiben wollt. Es wird Zeit, daß ich es erfahre, ich will gleich alles festmachen . . . Aber das sage ich Euch: wenn Ihr bleibt, dann geht es nicht mehr zum selben Preis. Ich denke Euer Lohn herabzusetzen.“

Er sprach laut und in unfreundlichem Ton, obgleich er keinen Grund hatte, ärgerlich zu sein. Er wollte nichts mehr mit seiner Magd zu tun haben, und wenn er ihr nochmals Arbeit anbot, so tat er es nur, weil die Ablehnung von ihr, und nicht von ihm kommen sollte. Die Knechte horchten erstaunt auf. Gideon bezwang sich, um nicht zu reden, aber in seinen Augen loderte der Zorn.

Michel begann abermals:

„Ihr könnt sicher anderswo viel Geld verdienen. Aber mir paßt es nicht mehr, Euch einen so hohen Lohn zu zahlen.“

Magdalene, die ihm noch immer den Rücken kehrte, sprach mit kaum hörbarer Stimme:

„Welches ist also Euer Preis?“

Er zögerte, denn diese unmittelbare Frage hatte er nicht erwartet. Endlich sagte er:

„Der Magd, die ich in Dienst nehme, gebe ich nicht mehr als . . . zweihundert Franken.“

Magdalene drehte sich sofort um, sah alle an und sprach:

„Abgemacht!“

Michel fuhr zusammen. Er öffnete den Mund, um Einspruch zu erheben, als er jedoch die Augen der Knechte traf, wurde er rot und sagte von oben herunter:

„Es ist gut! Mein Wort gilt immer! Sprechen wir nicht mehr davon!“

An diesem Tag mundete Magdalene das Essen vorzüglich, sie schaffte ihre ganze Arbeit, und als die Nacht gekommen war, schlief sie acht Stunden lang, ohne nur einmal wachzuwerden.

Aber ach, schon am Tag darauf war das Benehmen des Herrn so, daß ihre Angst, nachdem sie einen Augenblick gewichen war, noch größer und heftiger ward.

Ihr war, als könne sie nicht auf dem Mühlenhof bleiben. Alle Stellungen der Welt waren nichts hiergegen. Und wenn sie stumm und taub und demütig und feige gewesen wäre, hätte sie sich dieser wahnsinnigen Feindschaft nicht zu erwehren vermocht.

Sie, die nie krank gewesen war, fühlte, daß sie es jetzt wurde. Sie aß nicht mehr, sie schlief nicht mehr, und eine sonderbare Müdigkeit zerschlug ihr die Glieder.

Eines Morgens fand Gideon, der sehr früh aufgestanden war, die Thür nach der Diele offen. Als er, von großer Unruhe ergriffen, hinaustrat, stieß er gegen Magdalene. Sie war zu Boden gesunken und kämpfte gegen eine Ohnmacht.

Der Tag ging zur Rüste. Es war Oktober, und der Abend war schön wie im Juni; aber seine Schönheit war ergreifender, inniger, rührender. Der Wind, der den ganzen Tag über scharf geblasen und zahllose Blätter

von den Bäumen gewirbelt hatte, war jetzt eingeschlafen. Nur ein paar hohe Wipfel bebten noch. Sie leuchteten rot in dem Nebel, der von den letzten Strahlen der Sonne vergoldet ward.

Michel berechnete die Zeit nach der Länge der Schatten. Er hatte den ganzen Abend auf der Wiese hinter den Gebüsch gearbeitet, hatte die Weißdornhecken gelichtet, den Sträuchern die Spitzen abgenommen, die Brombeeren und die Geißblattlaube beschnitten. Dann war er auf die Ziegenweide gegangen, wo er die Randwege freilegte, die während des Sommers von rasch und dicht wucherndem Unkraut überwachsen worden waren. Er holte kräftig mit der Sichel aus und schnitt das dürre Gras, den Goldlack, die letzten Disteln und die brandigen Stengel des Farnkrauts ab.

Von Zeit zu Zeit richtete er sich lauschend auf, und seine Blicke gingen nach der Straße hinüber. Violetta mußte auf dem Heimweg von Saint-Ambroise am Mühlenhof vorüber, und Michel erwartete sie. Die Stunde nahte, da sie kommen mußte.

„Noch einen kleinen Augenblick. Wenn der Nebel dort hinter dem Teich aufsteigt, muß ich sie sehn“, dachte er.

Seine jungen und feurigen Gedanken galoppierten in einer tollen Jagd dahin.

Drüben bei dem Haus erschallte Magdalenes Stimme. Michel hörte sie, und sogleich wollte sein Zorn losbrechen.

Warum war die Person noch immer auf dem Hof? Er konnte sie nicht einmal des Lohnes wegen fortschicken. Der Handel war abgemacht, und nochmals auf sein

Angebot zurückzukommen, wäre ein zu großer Schimpf gewesen.

Und doch, wie übel hatte sie ihm nach Violettas Meinung mitgespielt!

Aber auch das war sein eigener Fehler! Er hatte dieser kräftigen Person von Anfang an zu viel Macht in seinem Hause eingeräumt. Jetzt setzte sie sich stolz auf den Platz der Herrin und tat so, als müsse alle Welt ihr gehorchen. Nun, man würde schon sehen!

„Ich bin der Herr, ich ganz allein! Am Ende werde ich noch zum Gespött der Leute! . . . Ich werde sie wohl fortschicken . . . Sie verdient es, das ist nur gerecht.“

Er sprach diese Worte leise vor sich hin, um sich in seinem Entschluß zu bestärken. Wenn Violetta vor ihm stand, flammte sein Groll hoch auf, aber sobald er allein war, mußte er ihn doch etwas schüren . . .

Da waren die drei Jahre, während deren sie ihm treu gedient hatte und ihm wie eine gute Freundin gewesen war, da war der Wohlstand seines Hauses, das Glück seiner Kinder, und dann vielleicht noch etwas anderes, das er nicht ganz vergessen hatte.

„Es ist gerecht, es ist ganz gerecht.“

Er mußte sich immer wieder einreden, daß es gerecht sei . . .

Als er mit den Randwegen fertig war, legte er die Sichel beiseite, nahm einen Rechen und schichtete alles, was er abgeschnitten hatte, zu einem großen Haufen zusammen. Dann steckte er das ganze Unkraut, das doch keine guten Körner trug, in Brand, um es zu vernichten. Eine helle Flamme züngelte knisternd empor, verschlang das trockene Farnkraut und die dünnen Zweige von den

Secken, dann sank sie in sich zusammen, und ein weißer, schwerer Rauch, der von den grünen Zweigen kam, stieg langsam in die Höhe.

Lalie, die auf dem Hof spielte, sah diesen schönen Rauch in der Luft schweben. Sie lief durch das Haus und erschien unter der Thür der Diele.

„Lene! Lene! Auf der Wiese ist ein großes Feuer, ich geh hin und schau es mir an.“

Magdalene erwiderte:

„Nein, bleib hier! Hier siehst du es genau so gut. Dort unten könntest du dich verbrennen.“

Michel hörte ihre Worte und fand sie klug. Aber alsbald machte er sich Vorwürfe, daß er sie anerkannte, und ein böser Hochmut ließ ihn rufen:

„Lalie, komm! Sieh dir mein Feuerchen an!“

Das waren nicht die sanften Worte einer Einladung, sondern sie klangen rauh und herausfordernd, und er rief sie mit lauter Stimme, damit sie weithin zu hören wären. Sie gingen über den Kopf des Kindes hinweg und drangen bis in das Haus und an Magdalenes Herz, das hart von ihnen getroffen ward.

Lalie fing schon an zu laufen.

„Lene, ich geh doch hin! Papa hat es gesagt.“

Michel fegte jetzt die welken Blätter und das trockene Reifig zusammen, das er in kleinen Haufen auf der Wiese hatte liegen lassen. Jedesmal, wenn er einen Armvoll davon brachte, erwachte die Flamme aufs neue, ächzte leise und ließ zahllose Funken emporstieben.

Lalie lief um das Feuer herum und klatschte in die Hände. Michel hatte ein paar frühe Rastanien zusammengelesen und legte sie ihr auf einen kleinen Haufen

heißer Asche, die er aus dem Feuer herausholte. Das Kind wartete, daß sie gar würden und begann in den Rauch hineinzuspringen.

„Geh nicht zu nahe“, sagte Michel, „die Flamme könnte dich fassen.“

Das Kind blieb stehen und drehte die Kastanien mit einem Ästchen um.

Oben auf der Wiese lag noch ein großer Haufen Reisig. Michel ging hinauf, um ihn zu holen. Aber als er gerade die Heugabel hineingestoßen hatte, ließ er davon ab und ging auf die Straße hinüber.

Violetta kam.

Als sie oben auf der Höhe war, blieb sie stehen und ließ die Lehrling Mädchen weitergehen.

„Guten Abend!“ sagte sie. „Ihr habt mich wohl kommen hören?“

Er erwiderte mit hellklingender Stimme:

„Ich denke die ganzen Tage über nur an Euch, und wo Ihr auch sein mögt, so bald Ihr aufsteht, um zu mir zu kommen, höre ich Euern Schritt. Mein Herz hört Euch hundertmal so weit, als mein Ohr.“

Sie hob den Kopf und ließ ihren schwellenden Hals sehen. Dabei murmelte sie mit schwachtender Stimme:

„In bezug auf Schmeicheleien braucht Ihr keinen Nebenbuhler zu fürchten.“

„Das kommt daher, daß keiner Euch so sehr liebt wie ich. Wenn Ihr wüßtet, wie lange die Stunden mir werden, wenn ich fern von Euch bin!“

Sie lächelte und näherte sich ihm, bis sie ihn mit ihrem Körper streifte.

„Auch ich“, sagte sie, „auch ich denke an Euch . . . Ich bin froh, daß ich Euch heute abend treffe: ich wollte Euch sagen, daß ich eine neue Magd für Euch gefunden habe; es ist eine ältere Frau, und sie könnte gleich nach Allerheiligen zu Euch kommen.“

Michel machte eine zornige Bewegung mit der Hand.

„Ah, ja! Reden wir davon! Ich habe mich neulich schön drankriegeln lassen!“

„Wieso? Was ist los?“

„Los ist, daß ich mit der, die bei mir ist, einen neuen Vertrag gemacht habe, für ein Jahr.“

Violetta fuhr empor, als habe sie auf einen Dorn getreten, und die Bosheit begann in ihren Augen zu funkeln.

„Ihr scherzt“, sagte sie kühl. „Ihr wollt mich zum Lachen bringen.“

„Daran denke ich leider nicht!“

„Na und? Ihr hattet es mir doch versprochen!“

„Hergott, ja! Und mit dem besten Willen! Aber was wollt Ihr, ich hatte nicht geahnt . . . Ich hab ihr einen lächerlichen Preis geboten, und sie hat mich beim Wort genommen. Das machte ich nur, um ihr den Schimpf nicht anzutun.“

„Danke schön! Es ist Euch also lieber, daß sie mir einen Schimpf antut.“

Sie tat, als ob sie gehen wolle, aber Michel flehte:

„Violetta! . . . Violetta! . . . Ich bitte Euch! . . . Ihr dürft mir darum nicht böse sein.“

Dann fuhr er mit trauriger und mutloser Stimme fort:

„Ich hab Euch das Versprechen gegeben . . . Ich werde versuchen, es zu halten. Ich will schon eine Gelegenheit ausfindig machen.“

„Das ist ganz einfach, Ihr braucht nicht lange zu suchen: an Allerheiligen nehmt Ihr die Magd in Dienst, die ich Euch vorschlage.“

„Das geht nicht! Ich habe den Vertrag . . .“

„Nah! Hindert Euch das?“

„Ja . . . Bei uns sind die Verträge immer gehalten worden . . . Aber vielleicht geht sie von selber, das wäre mir lieber.“

„Mir nicht!“ sagte Violetta. „Wenn Ihr sie wirklich fortjagen wolltet, würdet Ihr schon Gründe finden. Erstens bestiehlt sie Euch.“

„Das tut sie nicht!“ sagte Michel.

„Nein? . . . Armer Kerl!“

Sie betrachtete ihn mit einer Art Mitleid, dann begann sie die bösen Geschichten Boiseriots zu erzählen. Da er jedoch noch immer ungläubig den Kopf schüttelte, verlor sie die Geduld und warf unverblümt hin:

„Und außerdem hab ich genug davon! Wenn Ihr wollt, daß ich Eure Schmeicheleien anhöre, dann verzichtet Ihr auf eine so junge Magd.“

Michel hatte ihre Hände genommen und behielt sie mit Gewalt in den seinen.

„Violetta! . . . Violetta! . . . Es ist recht . . . Es wird sich schon machen . . . Wenn Ihr wollt, sollt Ihr jetzt in meinem Hause den Platz der Herrin einnehmen. Wenn ich eine Magd hätte, stünde sie unter Eurem Befehl. Hört einmal zu . . .“

Sie machte eine abwehrende Bewegung mit dem Kopf, aber er fuhr eindringlicher fort:

„Ihr wißt doch, wie sehr ich Euch liebe! Wenn Ihr mich auch liebt, warum wollt Ihr nicht meine Frau sein? Wozu sollen wir warten und unsere Jugend vorbeigehn lassen?“

Sie fand keine Zeit mehr, zu antworten.

Durch das abendliche Schweigen brach plötzlich ein entsetzlicher, wilder Schrei, in dem ein furchtbarer Schrecken und ein unsäglicher Schmerz nachhallten. Und fast sofort danach kam ein anderer, tieferer und rauherer Schrei, der Klang wie das Gebrüll eines gehezten Tieres, das einen Satz macht und davonrast.

Michel fühlte, wie seine Knie nachgaben; er hob die Hand vor seine Augen und stieß mit zitternder Stimme hervor:

„Weh mir! Meine Kleine brennt!“

Er rannte davon, brach durch die Hecke und stürzte auf die Wiese, nach dem Streifen Rauch, in dem eine lebende Fackel hin und her lief.

Über die Ziegenweide kam auch Magdalene herbeigelaufen. Der Schrei des Kindes hatte sie emporgerissen und aus dem Haus getrieben; er zog, stieß und trug sie mit unglaublicher Geschwindigkeit herbei. Aus ihrer Kehle aber brach als Antwort ein zweiter Schrei, eben jenes rauhe Brüllen einer todwund aufheulenden Wölfin.

Sie warf sich mit der Schürze in der Hand auf das Kind, rollte mit ihm auf dem Gras hin und her und erstickte die Flammen mit wilden Bewegungen, mit ihren Rücken, mit ihren Händen und mit ihrem ganzen, riesigen Körper.

Dann sprang sie mit einem Satz auf die Beine. In ihren Armen wand sich das Kind und stieß einen langen, herzerreißenden Klage laut aus.

Michel kam zitternd und gebrochen heran. Sie würdigte ihn keines Blickes, sondern fing an zu laufen.

Sie war barfuß, und eine schwere Flechte hing gelöst auf ihren Rücken herab. Zuerst lief sie nach der einen Seite, dann nach der andern, ohne Ziel, ruckweise und in wahnsinnigen Zickzacklinien.

Als Michel, der vor Ungeduld brannte, um zu sehen, was geschehen war, hinter ihr herzulaufen begann, rannte sie schnurgerade nach dem Teich. Dabei hob sie die Arme in die Höhe und bot die Wunden, die das Feuer ihr gebrannt hatte, dem Wind dar. Sie verschwand hinter einer Hecke, dann kam sie zurück.

Auch Violetta war auf die Wiese herübergelaufen. Sie stand neben Michel auf dem Weg, der nach der Ziegenweide hinunterführte. Magdalene stierte die beiden mit schrecklichen Augen an. Sie wichen zur Seite, denn sie hielten sie für wahnsinnig und glaubten, sie würde im nächsten Augenblick anfangen zu krähen, zu beißen und um sich zu schlagen. Sie aber sprang mit einem wilden Satz und mit im Winde flatternden Haaren zwischen ihnen hindurch und trug ihr armes, heulendes Bündel nach dem Haus.

Der Arzt kam erst am nächsten Morgen bei Tagesanbruch. Das Wimmern des Kindes ertönte noch immer, ohne aufhören zu wollen. Bisweilen klang es weniger heftig und wurde leiser, so daß man glauben konnte, es

ginge mit ihm zu Ende; dann aber brach es plötzlich wieder aus und wurde noch lebhafter und herzerreißender.

„Lene! Lene! Ich hab Wehweh! . . . Mach mich gesund, Lene! . . . Lene!“

Der Arzt untersuchte den kleinen, leidenden Körper lange. Das Feuer hatte die Röcke erfaßt, wahrscheinlich während das Kind sich niederhockte, um seine Kastanien rösten zu sehen. Der baumwollene Kittel, der von Anfang an zu heiß geworden war, hatte wie Papier Feuer gefangen und die ganzen Haare, die eine Backe, den Hals und die Hände verbrannt. Vor allem die linke Seite war von den Flammen erfaßt worden; wenige Sekunden später wäre der ganze Körper eine einzige Wunde gewesen.

„Sie schwebt nicht in Lebensgefahr“, sagte der Arzt. „Die Verbrennungen scheinen nicht tief zu gehn. Aber es war Zeit, daß Sie dazukamen!“

Der Arzt war ein junger Mann und sah etwas hochmütig aus. Er legte einen Verband an, aber Magdalene fand, daß er seine Sache nicht gut machte, denn er faßte zu rasch und grob zu. Als er fertig war, rieb er sich die Hände, als sei er mit seiner Arbeit sehr zufrieden.

„Es ist nichts . . . Es ist zwar sehr schmerzhaft, aber man darf wegen einer solchen Kleinigkeit nicht erschrecken. Verstehn Sie, meine Gnädige? Sie stehn da und zittern und kommen vor Angst um . . . Das soll man nicht tun! Sehen Sie doch mich an: mir macht das gar nichts aus! . . . Das Schreien macht mir nichts aus! . . . Man muß sich beherrschen, zum Donnerwetter!“

Er stand hinter Magdalene, die sich wieder neben das Bett des Kindes gesetzt hatte. Er schwaste drauflos und

ließ durchblicken, daß er von weit herkomme und sehr viel wisse. Michel, dem nur das unaufhörliche Jammern des Kindes in den Ohren klang, bemühte sich, ihm höflich zuzuhören; er nickte wie zustimmend mit dem Kopf, obwohl nur abgerissene Sätze an sein Ohr drangen, von denen er nicht das geringste verstand.

„In Paris . . . dort unten . . . Im Spital . . . Sie können sich nicht vorstellen! . . . In meinen Diensten . . . In Paris habe ich welche gehört . . . Ich entsinne mich einer Frau . . . ganz verbrannt, die reinsten Seifenblasen . . . Es war in Saint-Louis . . . und, merken Sie sich, Scheintod . . . Ein Kollege schlug Pikrinsäure vor . . . Ich sagte nein! . . . Ich habe sie gerettet . . . In den Pariser Spitätern . . . interessante Fälle bei den Schwerverbrannten!“

Magdalene drehte sich unwirsch um und schrie ihm ins Gesicht:

„Bei den Schwerverbrannten! Bei den Schwerverbrannten! Macht doch erst einmal die Kleine hier gesund . . . Wenn Ihr so viel davon versteht, dann laßt sie doch nicht so leiden!“

Der junge Arzt lächelte gezwungen, und seine ganze Großtuerei war dahin. Er schickte sich zum Gehen an und sagte noch zu Michel:

„Da haben Sie aber eine ungemütliche Kundin!“

Als er draußen war, rief Magdalene den Knecht Gideon herbei.

„Geh nach Hardilas“, sagte sie, „und hol die rote Zule, die das Feuer behandelt. Man muß alles versuchen.“

Michel, der gerade hereinkam, murmelte:

„Was soll die noch tun, nachdem der Arzt da war?“

Magdalene sagte nichts darauf und redete auch sonst kein Wort. Sie hatte noch nicht mit ihm gesprochen; sie kümmerte sich nicht um ihn.

Er begann abermals mit etwas lauterer Stimme:

„Die Zeit der Hexen ist vorbei.“

Da sie jedoch noch immer nichts erwiderte, trat er mutig ganz nahe an das Bett.

„Magdalene“, sprach er, „Ihr müßt ja vor Müdigkeit umfallen. Ich will für Euch hierbleiben . . . Ich werde ihr den Kopf so gut stützen wie Ihr, und wenn sie in der Stube herumgeführt werden muß, so führ ich sie herum . . . Hört Ihr, Magdalene?“

Sie wandte sich um, so wie sie sich zu dem Arzt gewandt hatte. Diesmal sagte sie nichts, aber ihr Blick war so unversöhnlich, daß Michel zurückwich.

Die Hexe von Hardilas kam am Morgen. Sie war halb blind, sehr alt und sehr schmutzig; dazu hatte sie einen bösen Blick.

Sie verordnete sogleich ihr Mittel: drei Spinnen, drei Schnecken, drei Regenwürmer, die in sieben Stücke geschnitten werden mußten, sieben Sellerieblätter und sieben Knoblauchzehen. Das alles kam in ein Säckchen und dieses wurde unter das Kopfkissen gelegt.

„Hörst du, meine Tochter? Unter das Kopfkissen.“

„Ja, ja, ich höre!“ sagte Magdalene.

„Gut, und jetzt verdufte, ich bitte recht sehr.“

„Wohin soll ich gehn?“

„Geh aus dem Haus. Ich muß über die Krankheit blasen . . . und dazu sage ich Dinge, die du nicht zu hören brauchst . . . Los, geh schon!“

Die Alte wurde ungeduldig. Sie trat an das Bett und zog die Decke mit einem plötzlichen Ruck herunter. Lalie, die sich etwas beruhigt hatte, stieß einen Schrei aus:

„Eene!“

Magdalene kam wieder herein.

„Hier bin ich, mein Schatz.“

„Eene, sie hat mir wehgetan!“

„Das ist auch wahr!“ sagte Magdalene, die sogleich wütend ward. „Warum macht Ihr das so roh? Wenn Ihr nur hierherkommt, um ihr weh zu tun, so müßt Ihr es mir sagen.“

Die Alte ärgerte sich. Sie war gewöhnt, daß man ihr schmeichelte, und in vielen Häusern fürchtete man sie derart, daß man zum Schluß an ihre Zauberkraft glaubte.

Sie trat zurück, machte sonderbare Bewegungen und murmelte vor sich hin.

Lalie begann sich vor dem großen, alten Weib zu fürchten, das so häßlich war und mit den verkrümmten Händen in der Luft herumfuchtelte, und Magdalene brummte:

„Habt Ihr Eure Geister bald?“

Die Hexe schien an die Decke springen zu wollen; sie kreischte:

„Rotzschlange und Wasserechse! . . . Weiße Geister! . . . Kommt, ihr Kleinen! Schwarze Geister! Gesprenkelte Geister!“

Magdalene drängte sie so barsch nach der Tür, daß ihr der Atem ausging und der Rest der Beschwörung ihr in der Kehle stecken blieb.

Michel kam aus dem Garten herein. Magdalenes Arme strafften sich; sie sah ihm in die Augen und schrie:

„Alle müssen sie auch über das Kind herfallen! Nach der Jungen ist es eine Alte, nach dem Arzt ist es die Hexe! Ich habe euch lange genug angeschaut, alle die ihr da seid! . . . Macht, daß ihr wegkommt! . . . Fort mit euch!“

Michel war ganz bestürzt und stotterte:

„Aber . . . die . . . die habt Ihr doch selbst holen lassen!“

Sie erwiderte nichts auf diese Bemerkung, die sie gar nicht gehört zu haben schien. Ihre Augen wurden hart wie Stahl. Sie holte mit den Armen aus, und ihre großen Hände öffneten sich.

„Ich will keinen Menschen mehr hier sehn! Keinen Menschen! Dem ersten, der reinkommt, spring ich ins Gesicht.“

Und da Michel nähertrat, warf sie ihm die Tür wider die Nase.

Acht Tage lang wurde kein Mensch in das Haus gelassen.

Die Männer aßen in Michels Zimmer; um hineinzugelangen, gingen sie mit gedämpften Schritten durch die hintere Tür. Magdalene kümmerte sich nicht mehr um sie. Sie kümmerte sich weder um die Küche, noch um den Haushalt, noch um ihre Tiere oder um sonst eine Arbeit. So lange das Kind wimmerte, blieb sie an dem Bett, beharrlich, eifersüchtig, böse, mit weit geöffneten, trockenen Augen.

Als die Kleine jedoch am Morgen des Allerheiligentages in einen tiefen Schlaf gefallen war, machte sie die Tür nach der Diele auf und ging schweigend in das Zimmer zu den Männern hinüber. Sie hörten auf zu

essen. Michel hatte gerade den Knechten ihren Lohn ausgezahlt, und jetzt schenkte er Wein aus, um den Abschied Gideons zu feiern, der zu den Soldaten ging.

Sie ließen die Blicke auf Magdalene ruhen und wußten ihr kein Wort zu sagen. Endlich fragte Michel dennoch:

„Schläft sie? Die Nacht ist gut gewesen, scheint mir?“

Er wartete angstvoll auf die Antwort, aber diese kam nicht.

Magdalene wandte sich zu Gideon.

„Nun verläßt du also die Heimat“, sprach sie, „wohin schaffen sie dich denn, armer Junge?“

Der junge Mensch erwiderte mit tapferer Miene:

„Nicht ans Ende der Welt! Ich gehe nach Ungers zu den Dragonern.“

„Es tut mir leid“, sagte sie, „daß ich dich nicht mehr hier sehe.“

Michel wagte einzuwerfen:

„Ich hoffe doch, daß er uns jedesmal besucht, wenn er Urlaub bekommt.“

Dann legte er ein kleines Häuflein Münzen auf den Tisch.

„Hier ist auch Euer Lohn, Magdalene . . . Ihr könnt es vielleicht brauchen.“

Nun sprach sie zum erstenmal seit acht Tagen mit ihm.

„Ich danke Euch“, sagte sie, „ich brauche es tatsächlich.“

Sie nahm eine Münze und gab sie Gideon.

„Du kommst doch sicher nach Saint-Ambroise? . . . Ja, nicht wahr? . . . Schön, tu mir den Gefallen und geh zur Krämerin. Dort suchst du das schönste Spielzeug für ein kleines Mädchen aus.“

Michel machte eine Bewegung und wollte widersprechen, aber sie hob die Stimme und gab ihren Willen damit deutlich zu erkennen.

„Das schönste, verstehst du; und das bringst du mir her.“

„Gut!“ sagte der Bursche, „du bekommst es gegen Abend.“

Michel war über und über rot geworden; aber sein Hochmut wagte sich nicht mehr laut zu äußern. Schüchtern schlug er vor:

„Bei dieser Gelegenheit könnte man vielleicht den Arzt bestellen. Ich wäre froh, wenn er noch einmal käme.“

„Damit er ihr wieder wehtut! . . . Dem feinen Herrn macht es ja nichts aus, wenn er die Kinder leiden sieht!“

„Aber man könnte einen andern holen . . . Den alten aus Saint-Ambroise zum Beispiel?“

„Gut, wie Ihr wünscht“, sprach Magdalene und ging hinaus.

Der neue Arzt kam am Nachmittag. Er eilte sich nicht sehr und nahm die Sache nicht gerade wichtig.

Er war ein kleiner, schüchterner und schwächerer alter Mann, und er war auch nicht gerade sehr berühmt. Wegen einer Wunde durfte man ihn nicht holen, denn wenn er Blut sah, wurde ihm schlecht. Man erzählte sich, daß er während seines Studiums nicht viel gelernt habe, und auch seine lange Praxis hatte ihn nichts Besonderes gelehrt. Aber er hatte immerhin das eine für sich, daß, wenn er auch wenig Kranke gesund machte, er doch fast nie einen von ihnen tötete.

Als er vor dem Bett stand, in dem Lalie noch immer schlief, begann er leise zu sprechen.

„Das arme Kindchen . . . Sie schläft . . . Man darf sie nicht wecken. Kranke darf man niemals wecken . . . Eine Verbrennung habt Ihr gesagt? . . . Arme, liebe, gute Frau! Sie hat sicher Folterqualen ausgestanden . . . Ich will sie nicht im Schlaf stören . . . Ihr streicht Olivenöl darauf, nicht wahr?“

Magdalene antwortete mühsam:

„Ja . . . Olivenöl . . . Das streiche ich darauf.“

Sie hatte sich neben das Bett gesetzt. Ihre Beine waren schwach geworden, und der Kopf war ihr schwer. Ihre Erregung dagegen war nicht mehr so groß, denn das Brummeln des Arztes legte sich wie Balsam auf ihren Schmerz.

„Das ist alles, was man tun kann . . . Fahrt fort damit . . . Und gebt acht, daß Ihr dem Kind nicht die Haut abschält, wenn Ihr ihm die Umschläge macht . . . Die Hände und die linke Backe sind wund . . . Vielleicht bleibt gar nichts zurück . . . Man muß es hoffen . . . Ein so schönes, kleines Mädchen, es wäre sehr schade, wenn es entstellt würde! Jetzt muß man für Zerstreuung sorgen und ihr gut zu essen geben. Sie wird bald wieder gesund sein . . . ei gewiß! . . . ei gewiß! Das kann ich Euch sagen: sie wird bald wieder gesund sein . . . Kleine Kinder zu pflegen, ist ein Vergnügen . . . Wie sie schläft! Sagt einmal, sie hat wohl die letzten Nächte nicht viel geruht?“

Als er sich umwandte, um zu hören, was sie darauf antwortete, sah er, daß Magdalene ebenfalls schlief.

Die Müdigkeit hatte sie übermannt, und nun schlief sie mit offenem Mund, fast ohne zu atmen; sie war so bleich, daß man sie für tot hätte halten können.

Der alte Doktor zeigte sie Michel, dann machte er ‚pscht!‘ und ging auf den Fußspitzen hinaus.

* * *

Lalie hatte sehr bald keine Schmerzen mehr und wurde wieder munter. Aber das Feuer ließ dennoch seine unverwischbare Spur zurück. Die Haare wuchsen zwar wieder, und die rechte Backe wurde weiß und glatt, doch auf der linken Seite blieb eine große, rote Narbe zurück, die das Kind für sein ganzes Leben zeichnete. Aber auch die Hände, diese hübschen, kleinen Händchen mit den schönen Nägeln, überzogen sich mit einer Haut, die zu glatt und ohne jede Geschmeidigkeit war. Die vorher so flinken Finger würden sich niemals wieder ganz öffnen.

Was Magdalene anging, so konnte sie sich ebenfalls nicht ganz von der Erschütterung dieses Ereignisses erholen. Es war, als sei ihr Herz selbst von dem Feuer ergriffen worden; ein paar Fasern vertrockneten und starben ab.

Alles, was nichts mit den Kindern zu tun hatte, wurde ihr gleichgültig. Sie war von neuem die Herrin im Hause. Michel duldete ihre kühle Herrschaft, ohne ein Wort zu sagen und zeigte sich ihr gegenüber noch schüchterner als die Knechte. Wenn sie mit ihm sprach, so lag in ihren Worten keine Feindschaft, aber bisweilen,

wenn er am demütigsten und liebenswürdigsten zu ihr war, überkam sie die furchtbare Erinnerung; dann hob sie ihre kalten Augen, die nicht verzeihen konnten, zu dem jungen Herrn, dessen Herz sich so sehr geändert hatte.

Der Winter kam. So hatte die Masern.

Boiseriot trank bei Violetta Kaffee. Sie hatten zusammen Mittag gegessen, denn Violettas Mutter war in den Flecken waschen gegangen.

Er fragte das Mädchen aus, und seine ganze Hinterlist lag auf der Lauer. Jedes Wort, das er sprach, barg eine Falle, in der sie ohne weiteres hängen bleiben mußte . . . Aber bis jetzt war sie allen Schlingen ausgewichen, und in ihren Augen zu lesen, war ein Ding der Unmöglichkeit.

„Das falsche Mensch“, dachte Boiseriot, „sie versteht sicher aufzutreten! Ich kann nicht hinter ihre Gedanken kommen.“

Er verlor die Geduld.

„Du bist nicht leicht zum Beichten zu bringen, mein Patentkinder“, sagte er. „Wer das fertigbringen will, muß schlauer sein als ich.“

Dann gab er die ärgerliche Tonart auf und hob den Kopf, um unmittelbar zum Angriff überzugehen.

„Um dich zur Beichte zu bringen, müßte ein alter erzschlauer Pfarrer kommen, der schon alle möglichen Beichten gehört hat und das Räuel zu entwirren versteht . . . Nein, einen jungen Pfarrer hast du nicht nötig, was, mein Kind?“

Violetta warf heftig den Kopf herum. Sie ward blaß und sprach keuchend:

„Da hinaus also wollt Ihr?“

Er tat sehr überrascht.

„Aber ich glaube gar, du bist böse! . . . Was hab ich denn gesagt? Ich verstehe nicht . . .“

Sie schnitt ihm barsch das Wort ab.

„Es hat keinen Zweck, daß Ihr den Unschuldigen spielt! . . . Ihr seid also zum Essen zu mir gekommen, um mich auch noch zu verhöhnen? Ich kann Euch nur sagen, daß ich gar keine Lust habe, Euch diesen Gefallen zu tun.“

Sie war aufgestanden und stellte ein paar Gläser geräuschvoll auf die Anrichte. Er trommelte mit den Fingern auf den Tisch und ließ das Gewitter vorüberziehen.

„Ah! Ihr wollt mir eine Moralpredigt halten! . . . Violetta, man erzählt dies . . . Violetta, man erzählt jenes . . . Ich lache darüber! Ich lache darüber! Ich lache darüber!“

Ein Glas zerbrach mit hellem Klirren. Violetta verstummte und war plötzlich beruhigt. Dann trat sie tänzelnd auf ihn zu und begann laut zu lachen:

„Ach, mein lieber Pate! Ihr habt ja doch recht: dieses Pfarrerchen war nicht sehr schlau!“

„Ich verstehe nicht“, sagte Boisferiot. „Da gibt es wohl etwas zu erzählen? Aber ich weiß von nichts!“

Sie zuckte jedoch die Achseln.

„Ihr wißt von nichts! . . .“

Sie war näher zu ihm getreten, und auf dem Grunde ihrer Augen züngelte die Flamme einer dreiften Schamlosigkeit empor. Sie hätte am liebsten geschrien:

„Geht mir doch! Ihr lügt! Und ihr lügt immer! Ich aber sage manchmal die Wahrheit . . . Ich habe Mut!... Ihr wißt von nichts? Na schön! So wißt denn, daß ein junger Pfarrer bei mir war, der sah aus wie Milch und Blut, seine Haare glänzten wie Seide, und seine Hände waren zart und weiß wie Zucker. Er sah mich oft, fast jeden Tag. Zuerst blieb er kühl. Ich aber wollte wegen seiner Haare, wegen seiner Hände und wegen seiner unschuldigen Augen, daß er erwachte . . . Ich habe ihm meine Röcke um die Nase gewirbelt, und allmählich bekam er diesen verwirrten Blick, den sie alle haben . . . Und er ist gekommen wie die andern. Er ist gekommen, weil aber der Gedanke an die Sünde ihn ängstigte, wurde er unvernünftig und machte Dummheiten . . . Und ließ sich erwischen. Jetzt ist er sehr weit weggegangen, ich weiß nicht wohin, und ich sitze hier und habe das Nachsehen. Aber ich lache darüber!“

Sa, wahrlich, das hätte sie am liebsten geschrien, um ihn herauszufordern . . .

„Ihr wißt von nichts, lieber Pate?“ wiederholte sie. „Dann seid Ihr also gekommen, um etwas Neues zu erfahren?“

„Wenn du so willst . . . Man hat mir erzählt, du hättest deine Lehrmädchen nicht mehr?“

„Ich habe keine Lehrmädchen mehr, das stimmt . . . Ich habe auch keine Kunden mehr . . . Und was das traurigste ist, ich habe auch keinen Schatz mehr!“

„Ach geh!“

„Man könnte sich die Augen darüber austweinen. Aber habt nur keine Angst: Ihr habt ein fröhliches Patentkind.“

„Was willst du denn jetzt tun?“ fragte Boisferiot.

Sie erwiderte:

„Ich werde auf und davon und in ein Kloster gehn . . . Und ich werde den ganzen Tag für Euch beten, denn Ihr habt es nötig. Oder aber, wartet, ich habe einen andern Gedanken: ich werde heiraten.“

„Heiraten?“

„Ja! In dem Augenblick, wo ich keinen Schatz mehr habe . . . nehme ich mir einen Mann . . . Ratsch! Ich wende den Stoff, die linke Seite ist noch gut zu brauchen. Was meint Ihr, lieber Pate?“

„Ich meine, du machst dich über mich lustig.“

Sie begann abermals laut zu lachen.

„Ja, ja! Über Euch und über die andern.“

Boisferiot indessen verfolgte seinen Plan. Er wiederholte:

„Du hast also wirklich keinen Schatz mehr? Claran-deau wartet unterwegs nicht mehr auf dich? Und Michel Corbier? Stimmt es auch, daß du ihn nicht mehr anhörst?“

Sie blickte ihm ins Gesicht, ohne etwas zu erwidern.

„Du hast damit geprahlt, daß du die Magd auf dem Mühlenhof fortjagen lassen würdest . . . Sie ist aber doch geblieben! Du hattest mir erzählt, sie habe dich beschimpft, und ich dachte . . .“

Violetta fragte rasch und mit scharfer Betonung:

„Und Ihr? Was hat denn dieses Mädchen Euch getan?“

Boisferiot trank seinen Kaffee mit einem Zug aus und schmalzte mit der Zunge.

„Das ist wirklich gut“, sagte er. „Du weißt schon, wie man es machen muß. Meiner Treu, dich kann man gut brauchen.“

Aber Violetta sah ihn nur mit ihren spöttischen Augen an. Darauf begann er zu scherzen und bedauerte den Mann, den sie sich wünschte.

„Das muß wirklich ein Held sein! . . . Du wirst es ihm schon zeigen! In seinem Haus wird der Teufel daheim sein. Ich möchte ihn gern kennenlernen . . . Sollte es etwa Clarandean sein?“

„Vielleicht!“ sagte Violetta mit undurchdringlicher Miene.

„Wenn er von der Regierung eine Stelle bekäme . . . Aber das geht nicht so rasch! Und dann trinkt er . . . Vielleicht ist es Michel Corbier?“

„Vielleicht! Sicher ist es einer von diesen beiden. Kein anderer wäre tapfer genug . . . Wißt Ihr, Euer früherer Herr ist kein übler Kerl! . . . Wenn er es ist, wird die Magd diesmal schon gehn, und Ihr könnt zufrieden sein, lieber Pate.“

Boiseriot stand auf.

„Scherzest du? Sprichst du vernünftig und wie es den Tatsachen entspricht? Bei dir ist man seiner Sache nie sicher. Wer raten könnte, was du tun willst . . .“

„ . . . wäre schlauer als Ihr, das habt Ihr bereits gesagt. Na, er wäre sogar schlauer als ich selbst . . . Ihr geht? Auf Wiedersehn! . . . Wenn Ihr wiederkommt, werdet Ihr bestimmt glücklicher sein. Ich habe Euch dann etwas zu sagen.“

Sie trennten sich.

Unterwegs dachte Boiseriot:

„Sie wird heiraten . . . Warum auch nicht? Sie wird einen von diesen beiden Kerlen nehmen, die völlig ahnungslos sind . . . Der, den sie sitzen läßt, wird glauben, er sei in der Hölle, aber in Wahrheit wird der andere darin sein. Ich verspreche mir allerlei Unterhaltung davon.“

Violetta aber stand an ihrem Fenster und dachte:

„Ich werde heiraten . . . Warum auch nicht? Ich werde einen von diesen beiden Kerlen nehmen müssen, die völlig taub und blind sind. Nachher werde ich schon wissen, wie ich mein Leben einzurichten habe.“

Sie hatte den Tisch abgeräumt und setzte sich vor ihre Nähmaschine. Langsam begann sie einen Seidenfaden auf die Spule zu wickeln, und langsam rollten auch ihre Gedanken ab; aber da sie kurz und ihre Fäden rauh waren, verwirrten und verknoteten sie sich, und endlich blieben sie hängen. Sie liefen nicht dahin wie der Faden einer schönen, glatten Strähne.

Die Neue plagte sie. Warum hatte sie diesen jungen Priester mutwillig betört? Und dann vor allem, warum hatte sie seinen sonderbaren Wünschen nachgegeben, als er wie ein Wahnsinniger auf den Knien zu ihr gerutscht kam? Sie hatte also den Jüngling mit der weißen Haut und den träumerischen Augen geliebt? . . . Ihre Kühnheit hatte ja Aufsehen erregen müssen.

Jetzt breitete sich die Leere um sie. Zwar hatte man die Sache unterdrückt, da die Schande auf die Kirche zurückfiel. Man hatte getan, was man konnte, daß die Kunde nicht zu den Ohren der Protestanten und der Andersgläubigen gelangte, aber trotzdem hatten sich die Zungen in Chantepie geregt.

Die beiden kleinen Lehrlädchen waren schleunigst von ihren Eltern zurückgeholt worden, die katholischen Hausfrauen hatten sich nach einer andern Näherin umgetan, und sogar die Liebhaber drängten sich nicht mehr um ein Mädchen, das sie nur ins Gerede brachte.

Was tun? Das Elend kam. Sie schien zwar noch nicht reif für das Freudenhaus, aber morgen würde sie so weit sein.

Violetta träumte. Die Stadt war immer da und nahm ein Mädchen wie sie stets gern auf. Die Stadt! Die schönen Häuser . . . Die weichen Stoffe . . . Die strahlenden Lichter . . . Die Feste . . . Ah! Ihre Träume flogen empor wie ein Lerchenschwarm.

Ja, aber man mußte sich den Zufällen des Glückes aussetzen, man mußte mit dem Elend rechnen! Während hier, wenn man einen solchen Tropf heiratete . . .

Wenn man einen solchen Tropf heiratete, der Geld hatte, würde die Straße zwar nicht breit, aber eben sein . . . Und es war ja nicht schwer, sich von Zeit zu Zeit auf einem Seitenpfad davonzumachen.

Wenn Hans Clarandean eine Rente und eine gute Stellung erhalten hätte . . . Aber nein, er würde immer nur ein unglücklicher Mensch bleiben.

Und der andere, dieser Michel Corbier? Er stammte aus einer wohlhabenden Familie, er besaß ausgedehnte Felder . . . Er gehörte zu den Andersgläubigen, und das war sehr gut, denn sie würde ihn der Kirche zuführen und zusammen mit ihm zu ihr zurückkehren. Sie würde nicht demütig und von den Leuten verachtet zu ihr zurückkehren, sondern mit erhobenem Kopf und tapferen

Blicken. Und wegen ihres Sieges würde sie vor allen andern in der Gemeinde geehrt sein.

„Ich werde heiraten . . . Ich werde einen großen Hof haben, auf dem die Leute unter meinem Befehl arbeiten . . . Ich darf nicht länger warten.“

Der Seidenfaden war auf die Spule gewickelt. Die Maschine stand zur Arbeit bereit. Aber Violetta schob das angefangene Kleid zurück. Aus einem Wandschrank, in dem eine ziemliche Unordnung herrschte, nahm sie einen duftenden Kasten, und dann schrieb sie auf der Platte ihrer Maschine rasch an Michel Corbier.

Einige Zeit danach, an einem Sonntag, nahm Magdalene die Kinder mit nach Coudray.

Frau Clarandean hatte den Winter über etwas gekränkelt, und ihre Schmerzen hielten sie noch immer tagelang von der Arbeit fern. Sie warf Magdalene vor, daß sie sie nicht oft genug besucht habe; dazu sagte sie:

„Es ist auch wegen meiner kleinen Rente . . . Du bist nicht vornean, liebe Tochter! Diesmal haben deine Schwestern zuerst bezahlt. Aber in meinem jetzigen Zustand bin ich auf deine Hilfe angewiesen.“

Magdalene errötete und bekannte ihre Schuld.

„Das stimmt, und du hast Grund, mir böse zu sein. Aber heute will ich dir Geld geben, ich habe etwas dabei, Mutter.“

Sie zog ein Goldstück und dann eine Silbermünze hervor.

„Hier sind deine zwölf Franken“, sagte sie.

Die Mutter sah sie erstaunt an. Sonst rundete sie die Summe stets mit der Bemerkung auf, daß sie die ältere sei und mehr verdiene als ihre Schwestern.

„Du hast wohl im Augenblick nicht viel Geld?“ sprach die Mutter. „Du scheinst mir viel auszugeben!“

Magdalene errötete von neuem. Sie öffnete ihre Börse und entnahm ihr zuerst ein Fünffrankenstück und dann ein Zweifrankenstück. Endlich entschied sie sich für ein Frankenstück . . .

„Ich habe wirklich nicht viel“, sagte sie, „aber das kann ich dir noch geben.“

Sie hätte sagen können:

„Nein, ich habe nicht viel Geld. Ich habe meinem Bruder etwas gegeben, der doch gelobt hatte, nicht zu seinem Laster zurückzukehren . . . Und dann habe ich so viel für die Kinder gekauft, daß mein ganzer Lohn draufgegangen ist.“

Aber es wäre ihr sehr schwer gefallen, diese letzten Worte auszusprechen, denn es handelte sich hier um ein mit großer Scham verborgenes Geheimnis.

Lalie saß auf ihren Knien. Sie drückte das Kind noch stärker an sich.

„Die hübsche Kleine da hat sich also verbrannt?“ fragte Frau Clarandeu. „Ich hatte sie seit der Zeit nicht gesehen. Sie hat wohl schön aushalten müssen!“

„Wenn du wüßtest! Wenn du wüßtest!“

Magdalene begann zu sprechen. Sie erzählte von dem Unglück, von dem Besuch des jungen und des alten Arztes und von der zornigen Hege. Dann sprach sie von den andern Krankheiten, von den Erkältungen, von den Frostbeulen und von Jos Masern, die beinahe eine schlimme Wendung genommen hätten.

Sie ereiferte sich, redete mit den Händen und wurde nicht fertig mit erzählen.

Frau Clarandeanu lächelte.

„Du hast sie so lieb, als wenn du ihre Mutter wärest!“

„Das ja!“ sprach Magdalene.

„Du bist jetzt schon vier Jahre da unten . . . Und du wirst sicher lange dort bleiben, da Corbier nicht wieder heiratet. Du hast wohl viel Arbeit?“

„Die habe ich, aber sie sagt mir zu. Mir tut nur leid, daß ich kaum einmal Zeit habe, mit den Kindern spazieren zu gehn. So muß ich auch heute früh nach Hause kommen . . . Ich will jetzt gehn, es ist Zeit.“

„Schon?“

„Ja. Ich bin allein mit einem jungen Knecht. Michel ist schon am frühen Morgen weg; wohin er gegangen ist, weiß ich nicht, vielleicht in die Stadt, denn er hatte sich gut angezogen. Ich muß also auf alles achtgeben.“

„So warte wenigstens, bis ich den Kindern ein Marmeladebrot geschmiert habe.“

Magdalenes Augen strahlten heller, und ihr ganzes Gesicht spiegelte ihren Dank wider.

„Du verwöhnst sie, Mutter“, sprach sie. „Sie werden mir keine Ruhe lassen, daß ich sie wieder herführe.“

Ohne ein weiteres Wort zu sagen, suchte sie in ihrer Börse und legte noch eine Münze auf den Tisch. Dann ging sie.

Unterwegs sprangen die Kinder mit ihrem Marmeladebrot umher. Magdalene schritt lächelnd vor ihnen dahin.

Seit einiger Zeit kam wieder ein Gefühl des Glückes über sie. Nach und nach kehrten ihr Mut und ihre innere Ruhe zurück. „Du bist noch lange dort unten“, meinte die Mutter. Noch lange! Für immer war sie dort!

„So, los, komm Liebling!“

Das Kind war an einer Wegkreuzung stehengeblieben und lehnte sich gegen eine Heckenstiege.

„Lene, sieh doch!“

Magdalene trat hinzu und bemerkte ein weinendes Mädchen, das sehr rasch näherkam. Sie erkannte Stephchen, fand aber keine Zeit, sich zu verwundern: die Kleine kletterte über die Stiege und begann sogleich bekümmert zu erzählen:

„Weißt du, ich geh nach Hause! . . . Das hat jetzt lange genug gedauert . . . Ich bin keine Diebin . . . Das übrige lasse ich mir noch gefallen, aber das nicht! . . . Ich geh nicht mehr dahinunter . . . Im vorigen Jahr war ich ihnen gut; ich weiß nicht, was sie jetzt haben . . .“

Magdalene nahm sie bei den Händen und zog sie nach dem Graben.

„Was gibt's? Nun erzähl mir einmal . . .“

„Ich bin keine Diebin!“ schrie die Kleine . . . „Ich will nicht, daß man das auch nur scheinbar glaubt! Und außerdem ist an meinem Betragen nichts auszusetzen! . . .“

„Beruhige dich doch! . . . Komm, setz dich hierher.“

Stephchen setzte sich, aber es dauerte einige Zeit, bis sie wieder zu sich kam. Allmählich jedoch begriff Magdalene, was es gegeben hatte.

Stephchen war bei katholischen Pächtern in einem kleinen Dorf bei Chantepie in Stellung. Sie lebte jetzt das zweite Jahr in diesem Hause. Zuerst war alles gut gegangen, mit der Herrschaft wie mit den andern Knechten aus dem Dorf. Aber an Allerheiligen waren neue Knechte gekommen, und die hatten Unfriede gestiftet. Es hatte damit angefangen, daß man sie links

liegen ließ, weil sie mit ihrem Glauben alleinstand. Dann hatte es Klatschereien über sie gegeben: sie ging dorthin, sie tat jenes, sie betrug sich schlecht . . .

„Da ist so ein trauriger Bursche, der kommt oft in das Haus, dieser Boisieriot, den sie auf dem Mühlenhof weggejagt haben . . . Sie hören ihm zu, weil er ein begeisterter Katholik ist . . . Ich glaube, er erfindet all diese Geschichten.“

„Das kannst du glauben“, sagte Magdalene . . . „Er ist ein schlechter Mensch, man darf ihm nicht trauen.“

„Seit er an Allerheiligen in das Dorf gekommen ist, macht meine Herrin mir ein schiefes Gesicht . . . Und das ist immer schlimmer geworden. Jetzt ist man vor mir auf der Hut. Wenn ich allein im Haus bleibe, hält man alles unter Verschluss . . . Ich mag von diesem Leben nichts mehr wissen! Gestern nun hat jemand eine Schere verlegt . . . Als ich heute morgen in der Kirche war, haben sie meinen Schrank geöffnet und alle meine Kisten durchwühlt! Stell dir das vor! Seh ich denn aus wie eine Diebin? Ich hab ihnen gesagt, was ich davon halte, und hier bin ich nun. Mutter soll meine Kleider holen, wenn sie will. Was mich angeht, so werde ich nie mehr den Fuß in das Haus dieser Leute setzen!“

Stephchen begann wieder zu schluchzen. Magdalene bemühte sich, sie zu beruhigen.

„Stephchen! Hör mal, Stephchen, das ist doch kein Grund, sich so anzustellen!“

„Ach, du weißt ja nicht!“ stammelte sie . . . „Er kann alles erfahren, und was wird er dann von mir denken?“

„Von wem redest du?“

„Von . . . von Gideon . . . Er ist weit weg . . . Ich kann nicht mit ihm sprechen, um mich zu verteidigen. Sie sind imstande und schreiben ihm etwas Schlechtes über mich . . . Das haben sie schon einmal getan. Und mir haben sie dann erzählt, er sei krank und liege im Spital! Aber es war gelogen, das hab ich wohl gewußt.“

Magdalene glaubte in strengem Ton sagen zu müssen:

„Warum hörst du auf diesen protestantischen Bur-schen?“

Die Kleine hob den Kopf, wie um sich zur Ver-teidigung zu rüsten.

„Ah so! Sieh mal an! Auch du bist gegen ihn! Was hat er denn getan, daß er nicht so viel wert ist wie die andern? Kannst du mir das vielleicht sagen?“

Magdalene entgegnete, diesmal mit sanfter Stimme:

„Aber, liebes Kind, ich bin nicht gegen ihn. Im Gegen-teil, ich habe den Jungen sehr gern.“

„Ja, und wenn das nun für das Leben gilt? Wenn wir uns heiraten wollen?“

„Eine Andersgläubige und ein Protestant? Das ist noch nie vorgekommen.“

„Was schadet das? Du sollst es mir sagen! . . . Was kann das dir schaden? Was kann das Mutter, Fridoline, Hans und all den andern schaden? . . . In dem Augenblick, da er selbst zu mir kommt, habt ihr nichts mehr zu sagen . . . Diese Glaubenssachen sind ihm nicht das Wichtigste . . . Und das ist ganz seine Angelegen-heit! . . . Wenn er seine Zeit abgedient hat, bin ich für ihn da, das habe ich ihm geschworen!“

Magdalene ließ sie reden. Aber sie ärgerte sich, daß die Thren in Dingen, die ihr selbst so unberührbar schienen,

derart sorglos waren. Doch sie war auch ein wenig überrascht und verwirrt von dieser schönen Liebe, die da erblühte und alles andere überwand.

„Das habe ich ihm geschworen“, sagte Stephchen. „Wir haben es uns alle beide geschworen . . . Aber wenn er jetzt auf einmal glaubt, ich sei eine Diebin! Ach, Magdalene, mein Herz ist so schwer!“

Magdalene faßte die Kleine zärtlich um die Schultern.

„Komm! Jetzt bist du erst einmal still . . . Und dann wischst du dir die Augen ab . . . Ich weiß, woher das Übel stammt, es handelt sich da um einen alten Groll, der immer wieder wach wird . . . Es gibt Dinge, von denen du nichts weißt, verstehst du . . . Aber ich werde Gideon schreiben. Wenn er hört, daß Boisferiot in deiner Nähe war, wird er alles verstehn. Ich versichere dir, daß er dann keine Minute an dir zweifeln wird.“

„Ist das wirklich wahr?“

„Ich schwöre es dir. Du regst dich um Kleinigkeiten auf, armes Kind. Du bist mir noch ein empfindliches Mädchen!“

Sie sprachen einen Augenblick kein Wort, und die Kinder wurden zutraulicher.

Stephchen, die durch ihre Tränen wieder zu lächeln begann, streichelte über den Lockenkopf des kleinen Jo.

„Der goldige Kerl hatte mich eher gesehn als du“, sagte sie zu Magdalene.

Und dann tauchte, als sie das Kind ansah, inmitten ihres Kummers eine Erinnerung auf. Sie fuhr fort:

„Dieser Boisferiot ist doch ein übler Bursche. Er scheint dich genau so wenig zu lieben wie mich.“

„Warum sagst du das?“ fragte Magdalene unruhig.

„Vorgestern hörte ich nämlich, wie er Julius dem Einfältigen Neuigkeiten erzählte . . . Es war auch eine für dich dabei, und du hast dich sicher nicht gefreut, als du sie vernahmst . . . Aber ich vermute, daß du schon vor Boisferiot davon gewußt hast?“

Magdalenes Hände krallten sich in Stephchens Schultern.

„Julius? Ich hab ihn noch nicht gesehn . . . Er ist nicht gekommen . . . Wovon sprichst du? Ich weiß von keiner einzigen Neuigkeit . . .“

„Wirklich? In Chantepie sprechen sie alle davon.“

„Aber was ist denn eigentlich los?“

Magdalene war bleich wie eine Tote, und ihr Atem ging schwer. Doch ihre kleine Schwester bemerkte es nicht und sagte etwas spöttisch und fast erfreut:

„Nun, der arme Michel Corbier heiratet Violetta, die Schneiderin . . . Ungefähr zu Beginn des Sommers soll die Hochzeit sein. Gerade heute muß er ihr den Verlobungsring kaufen.“

Darauf fühlte Stephchen nur, daß die Hände ihrer Schwester von ihren Schultern glitten. Sie wandte sich um: Magdalene war ohnmächtig geworden und lag auf der Böschung.

* * *

Magdalene hatte sich ganz plötzlich entschlossen, Lalie zur Schule zu schicken.

Dieser Gedanke war ihr völlig unerwartet gekommen. Es war einer jener sonderbaren Gedanken, wie sie ihr seit der schlimmen Nachricht jezt öfter kamen.

Sie hatte es plötzlich als schwere Schuld empfunden, ein erwachsenes Mädchen, das in sein achttes Lebensjahr ging, vom Unterricht fernzuhalten.

„In die Schule mit dir, mein Kind! Es ist hohe Zeit! . . . Ich hab dich lesen und Buchstaben malen gelehrt, aber für die andern Fächer bin ich nicht geschickt genug . . . In die Schule mit dir! . . . Du könntest mir später Vorwürfe machen.“

Außerdem fürchtete sie, verspottet zu werden, wenn die andere erst einmal an ihrer Stelle wäre, und sie hatte Angst, als die weniger Vernünftige und weniger Umsichtige zu erscheinen.

Sie beschloß, nicht einmal bis Ostern zu warten, das vor der Tür stand.

Aber sie wollte, daß das Kind neue und schöne Kleider bekäme; nur konnte man sie nicht gut aus der Hauskassette bezahlen.

Sie nahm also ihr Sparbuch und ging zu den Herren von der Sparkasse; dort hob sie die hundert Franken, die ihr noch übrig blieben, auf einmal ab. Dann besorgte sie alle ihre Einkäufe, solange sie in der Stadt war, so daß sie die Kleine am folgenden Tag, es war ein Dienstag, zur Schule bringen konnte.

Sie brachen beide am frühen Morgen auf. Lalie lief vornweg. Oh, das hübsche Kleidchen, das sie fertig von einer Schneiderin in der Stadt gekauft hatte! Das hübsche Kleidchen und der niedliche Korb, an dem ein Quästchen hing! Magdalene war stolz auf diese Dinge. Ihr Herz war recht bedrückt, — das war es jetzt immer —, aber ein Gedanke tröstete sie:

„Das Kind wird mich nie vergessen . . . Was auch kommen mag, wenn sie sich an die Zeit ihrer Jugend erinnert, wird sie sich sagen: ‚Am Morgen meines ersten Schultages hat Magdalene mich an der Hand genommen . . .‘ Das ist eine Erinnerung, die einen im ganzen Leben nicht verläßt.“

Als sie nach Saint-Ambroise kamen, kaufte Magdalene ein schönes Stück Weißbrot und etwas Schweinefülze. Dann kaufte sie noch Schokolade und gebrannte Mandeln.

„Zuerst ißt du das Weißbrot mit der Sülze, dann das Marmeladenbrot. Von den gebrannten Mandeln gibst du auch den andern Kindern, damit sie dich recht lieb haben.“

Magdalene klopfte an die Tür der Lehrerin, um Lalie vorzustellen und ihr die nötigen Auskünfte zu geben.

Die Lehrerin kam. Sie war ein ziemlich bejahrtes Fräulein und trug ein schwarzes Kleid. Sie bat die beiden, hereinzukommen. Magdalene ließ ihre Holzschuhe an der Tür stehen, aber Lalie, die mit ihren neuen Schuhen durch das Zimmer schritt, wäre beinahe gefallen, denn der Parkettboden war glatt wie eine Glasscheibe.

Die Lehrerin nahm ein Blatt Papier und schrieb auf, was Magdalene ihr sagte:

„Sie heißt Eulalie Corbier . . ., geboren auf dem Mühlenhof, am 27. November . . . Sie ist erst sieben Jahr alt, aber das Unglück hat nicht gewartet, bis sie groß ist: ihre Mutter ist tot.“

Die Stimme der Lehrerin kam sehr ruhig:

„Ich weiß . . . Ich habe ihre Mutter in meiner Klasse gehabt. Sie war übrigens eine gute Schülerin.“

„Das glaube ich“, sagte Magdalene . . . „Ihr Kind wird auch eine gute Schülerin sein und Euch Freude machen. Ach, Fräulein, ich möchte gern, daß Ihr gut auf sie achtgebt!“

Die Lehrerin war mit Schreiben fertig und machte ein etwas erstauntes Gesicht.

„Aber wir geben auf alle unsere Schüler acht“, sagte sie.

Magdalene errötete.

„Ich weiß schon“, stotterte sie . . . „Ich habe Eure Schule rühmen hören, glaubt mir, Fräulein. Aber . . . es ist, weil . . . das Kind ist nicht wie die andern.“

Die Lehrerin begann zu lächeln, allerdings nur leicht, ganz leicht. Ihre auf Magdalene ruhenden Augen wurden bestimmt und kalt.

Sie sagte nun auch in ein paar Worten, was sie zu sagen hatte, und ihre Stimme klang weder hart, noch weich.

„Sie kommen entweder zu früh oder zu spät. Schulbeginn ist nur dreimal im Jahr; im Oktober, im Januar, und an Ostern. Da aber das Kind schon älter ist, wollen wir es aufnehmen . . . Eigentlich ist es gegen die Bestimmungen.“

Dann stand sie auf und geleitete Magdalene und Lalie hinaus.

„Entschuldigen Sie mich“, sagte sie, „ich habe zu arbeiten . . . Das Kind kann mit den andern spielen.“

Als sie die Tür hinter sich geschlossen hatte, überkam Magdalene die Angst. Sie beugte sich zu der Kleinen hinab:

„Lalie, willst du wieder heim?“

Lalie, die dem Weinen nahe war, gab keine Antwort.
„Schas, wenn du willst, wollen wir wieder fortgehn . . .
So komm!“

Sie richtete sich auf, nahm das Kind an der Hand und schritt tatsächlich nach dem Tor! Aber als sie hinausgehen wollte, kam gerade jemand herein und versperrte ihr den Durchgang. Es war eine nicht eben große und auch nicht eben hübsche junge Dame mit einem etwas blaffen Gesicht und leicht schielenden Augen.

„Grüß Gott!“ sagte sie, „Sie bringen mir ein neues Kind?“

Da Magdalene bestürzt stehenblieb, erklärte sie:

„Ich bin die Hilfslehrerin . . . Sie wird in meine Klasse kommen.“

Dann bückte sie sich rasch, um Lalie einen Kuß zu geben.

„Guten Tag, mein liebes Kind! Bist du froh, daß du in die Schule kommst? Ich will dir ein schönes Buch mit Bildern geben . . . Und dann werden wir uns die Zeit vertreiben, du wirst schon sehn! Wie heißt du?“

„Sie heißt Eulalie“, sagte Magdalene.

„Eulalie, kannst du mit Puppen spielen? Oder Berstecken? Ich werde dir zeigen, wie man Ringelreihen tanzt . . . Was hast du für ein schönes Kleid an, Eulalie! Ich möchte gern auch so eins haben . . . Und das Körbchen! Wer hat dir denn das hübsche Körbchen geschenkt?“

Lalie lächelte und starrte auf den Boden. Magdalene sagte:

„Na, nun stell dich nicht so dumm an und gib dem Fräulein Antwort.“

„Ja, gib mir Antwort! Ich tu dir nichts . . . Wo hast du denn das schöne Körbchen her?“

„Lene hat es mir geschenkt.“

„Lene?“

„So ruft sie mich“, sagte Magdalene. „Sie hat keine Mutter mehr, und ich habe sie und ihren kleinen Bruder großgezogen.“

Die Hilfslehrerin hob das Kind in die Höhe und drückte es an ihre Brust. Als sie die Narbe auf ihrer Wange bemerkte, fragte sie:

„Was ist denn mit ihr geschehen?“

„Sie hat sich verbrannt“, sagte Magdalene. „Dem Kind ist ein Unglück zugestoßen. Seht her: ihre Haare sind noch nicht nachgewachsen, und ihre armen, kleinen Hände heilen nie mehr.“

Das blasse Gesicht wurde ganz weiß, und die sanften, leicht schielenden Augen füllten sich mit Tränen . . . Magdalene schnaubte sich.

„Es ist nicht meine Schuld, wißt Ihr, Fräulein! Das dürft Ihr nicht glauben . . . Das wäre nicht recht! Wenn man auf mich gehört hätte, wäre das Unglück nie geschehen . . . Ich habe mir keine Vorwürfe zu machen . . . Ich habe das Kind sehr lieb, Fräulein . . . Ich kann Euch nicht sagen, wie lieb ich es habe . . . Man hängt halt an den Kindern, wißt Ihr . . . Ich bin froh, daß Ihr sie in Eure Klasse nehmt! . . . Ihr werdet auf sie achtgeben . . . Sie soll nur nicht zu viel herumspringen! . . . Sie hat genug zu essen bei sich . . . Sie wird alles behalten, was Ihr sie lehrt, denn sie ist ein kluges Kind, das kann ich Euch sagen . . . Sie kann schon lesen, und sie schreibt auch schon! Ihr werdet sehn, wie schön sie schreibt! Ich kann

nicht viel, besonders im Rechnen nicht, sonst hätte ich ihr noch viel mehr beigebracht! . . . Sie wird Euch liebhaben, Fräulein. Ihr braucht sie nicht zu bestrafen, glaubt mir. Übrigens wäre das bei ihr nicht gut . . . Und dann hat doch das arme Kind keine Mutter . . .“

Fünf oder sechs Kinder waren aus dem Hintergrund des Hofes herbeigekommen und standen mit großen Augen und gespitzten Ohren da. Magdalene weinte.

Die Lehrerin bedeckte die verbrannten Händchen mit Küffen und weinte ebenfalls. Über ihr blasses Gesicht liefen dicke, helle Tränen, und sie versuchte nicht sie zurückzuhalten. Sie sagte:

„Sie können ganz ruhig sein, ich werde auf sie achtgeben . . . Ich werde sie so lieb haben wie die andern, und sicher noch ein wenig mehr!“

Dann wischte sie sich die Tränen ab, und das Lächeln erschien wieder auf ihrem Gesicht.

„Man darf nicht weinen“, sagte sie. „Wir sind unvernünftig! An so etwas soll man die Kinder nicht gewöhnen.“

Sie wandte sich nach dem Hof und rief:

„Johanna! Elise!“

Zwei hübsche Kinder mit klugen Gesichtern kamen herbeigesprungen.

„Seht ihr, das ist eine Neue . . . Eulalie heißt sie . . . Gebt ihr einen Kuß und nehmt sie an der Hand . . . So! . . . Ich trage das Körbchen. Wir sehn uns jetzt mal die Schule an, und dann wollen wir spielen . . . Und Sie“, sagte sie dann leise zu Magdalene, „Sie müssen jetzt gehn . . . Auf Wiedersehn! . . . Und seien Sie nur ganz ruhig!“

Sie schritt nach dem Hof hinunter und plauderte mit den drei Kindern. Plötzlich aber rief Magdalene:

„Lalie!“

Lalie drehte sich unentschlossen um. Magdalene war auf derselben Stelle stehengeblieben und schnaubte sich immer wieder.

„Lalie! Auf Wiedersehn, Schatz!“

Die Hilfslehrerin hob die Hand, dann machte sie lachend eine Bewegung, die sagen sollte:

„Gehen Sie! Gehen Sie doch!“

Da Magdalene sich nicht rührte, ging sie mit den Kindern weiter und ließ sie in das Schulhaus treten.

Als Magdalene allein zurückgeblieben war, ging sie weg. Sie ging rasch und lief beinahe. Dann verlangsamte sie allmählich ihren Schritt. Die Füße wurden ihr schwer, und sie blieb stehen.

Hatte sie dem Kind auch alles Notwendige gesagt? Ach nein, tatsächlich nicht! Sie hatte vergessen, ihm zu sagen, daß es auf dem Heimweg die Kapuze aufsetzen solle . . . Und wenn die Kleine sich zu sehr langweilte, was würde die Lehrerin mit ihr machen? Wenn sie anfinge zu weinen, wäre es vielleicht besser, sie wieder mitzunehmen . . .

Magdalene ging nach der Schule zurück. Der Unterricht hatte begonnen. Sie wagte nicht, bis auf den Hof zu gehen, sondern blieb auf der Straße. Dort setzte sie sich am Fuß einer Mauer auf einen Stein nieder.

Das Geräusch, das aus den beiden Schulzimmern kam, drang dumpf an ihr Ohr. Aus dem einen kam eine Art gleichmäßiges Murmeln; es klang wie das Summen geheimnisvoller Stimmen. In dem andern lärmte die kleine Gesellschaft vernehmlicher; Holzschuhe klapperten,

Griffelkästen fielen zu Boden. Die hellen Stimmchen fangen das Alphabet unter der Führung einer tieferen, aber ebenfalls jungen und sehr geschmeidigen Stimme. Immer wieder erscholl lautes Gelächter.

„Kinder haben keine Sorgen“, dachte Magdalene. „Hoffentlich machen sie sich nicht über Lalie lustig! Vielleicht lachen sie ihretwegen so oft . . .“

Sie stand auf und setzte sich unter das Zimmer, in dem die Hilfslehrerin unterrichtetete.

Ein als hochmütig bekannter Müllerbursche ging vorbei und machte seine Witze über sie. Dann kam Bouju, der auf dem Bock eines kleinen Wagens saß; es war Magdalenes ehemaliger Liebhaber, der noch vor kurzer Zeit ehrlich um ihre Hand gebeten hatte. Bouju hielt sein Tier an, um ihr guten Tag zu bieten, dann fragte er nach Frau Clarandeau, nach Stephchen und nach der ganzen Verwandtschaft.

Magdalene gab ihm rasch und mit ein paar Worten die nötigen Auskünfte. Sie war unruhig, weil sie den Lärm der Schule nicht mehr hörte.

Als Bouju endlich ging, hatte es bereits zum Schluß geläutet. Magdalene eilte an das Tor, aber die Hilfslehrerin hatte sie bemerkt und kam rasch zu ihr gelaufen.

„Lassen Sie sich nicht sehn“, sagte sie leise. „Sie wären besser fortgegangen . . . Es geht sehr gut. Ich glaube, sie gewöhnt sich bald an uns. Übrigens ist sie schon groß . . . Sehn Sie, da unten ist sie . . . Im Kreis bei den andern . . . Aber verstecken Sie sich, ich bitte Sie!“

Magdalene schritt auf die Straße zurück. Die Lehrerin ging sogleich wieder zu ihren Schülerinnen und stellte sich in den Kreis neben Lalie.

„Nun, mein Schatz . . . Meine Neue . . . Wem gibst du einen Kuß?“

Lalie trat schüchtern näher, und da die Lehrerin sich bückte, schlang sie die Arme um ihren Hals.

„Lalie! Lalie! Heute mittag mußt du deine Kapuze aufsetzen!“

Alle Köpfe fuhren herum. Wer war die Frau, von der man nur das Gesicht über die Mauer blicken sah? Die Lehrerin zuckte die Achseln. Lalie begann zu lächeln und wurde rot . . . Sie begann als erste wieder zu spielen.

Die blonden Haare und die weit aufgerissenen Augen verschwanden hinter der Mauer.

„Sie hat sich schon eingewöhnt . . . Ich bin froh darüber! Sie denkt schon nicht mehr an mich . . . Man muß nur sehn, wie sie das Fräulein küßt! Ich hatte Angst, aber es geht sehr gut . . . Um so besser! Ich bin froh, ich bin sehr froh!“

Auf dem Weg nach dem Mühlenhof murmelte Magdalene: „Ich bin froh!“ und dicke Tränen verschleierten ihren Blick.

Lalie wurde nicht fertig, von diesem ersten Schultag zu erzählen.

„Wenn du wüßtest, Lene, wie schön es dort ist! Das Fräulein hat mich singen lassen, und sie hat gesagt, ich wäre die Beste.“

„Hast du das Fräulein schon gern?“

„O ja, sie ist lieb! Wenn man ihr einen Kuß gibt, riechen ihre Haare so gut . . . Sie hat mir eine Rose aus Papier geschenkt.“

„So wie die, die ich dir in der Versammlung in Saint-Ambroise gekauft hatte?“

„Oh, noch viel schöner!“

Magdalene dachte:

„Das Fräulein hat sie wirklich gut anzupacken gewußt . . .“

Sie ward sehr traurig.

Als sie zu Hause das Essen bereitete, sah sie, daß die Kleine sich eifrig in einem Spiegel betrachtete. Sie trat lautlos näher: Lalie bemühte sich, zu schielen, um der Lehrerin ähnlich zu sehen.

Am Abend des nächsten Tages begann das gleiche Spiel.

„Bist du auch nicht bestraft worden?“ fragte Magdalene.

Das Kind hob spöttisch die Augen.

„Bestraft? Warum bestraft?“

„Langweilst du dich auch nicht die lange Zeit über? . . . Mußt du nicht an So denken? . . . Oder an mich?“

„Nie!“

Magdalene fragte nicht weiter.

Am Mittwoch suchte sie nach einem Vorwand, um Lalie zurückzuhalten, aber die Kleine stellte sich so sehr an, daß sie nachgeben mußte.

Die Woche verging. Lalie sprach nur noch von ihrer Schule und von ihrer Lehrerin. Nachts träumte sie laut davon. Für Magdalene aber war dies eine heimliche, beschämende Qual, die sie sich selbst nicht eingestand.

Am folgenden Montag empfand sie einen Augenblick lang eine sträfliche Freude.

Sie war, als es vier Uhr geschlagen hatte, in der Richtung nach Saint-Ambroise gegangen, um auf Lalie zu warten. Als die Kleine mit ihrem Körbchen am Arm erschien, sah Magdalene, daß sie traurig und mit geröteten Augen daherkam.

Mit einem Sprung war sie bei ihr und hob sie auf die Arme.

„Was fehlt dir? . . . Du hast geweint! . . . Hat sie dich bestraft?“

Lalie fing an zu schluchzen.

„Sie hat dich geschlagen! Sie hat dich geschlagen!“

Lalie schüttelte den Kopf.

„Nein! Nein!“

Aber Magdalene hörte nicht auf sie, drückte sie an sich, setzte sie auf den Boden und hob sie wieder empor.

„Sa, das böse Weib! Sie hat dich geschlagen!“

„Nein! Nein!“

„Was hat sie dir getan? Sag es mir . . . Dann zank ich sie aus, die Böse, und du gehst nicht mehr in die Schule!“

Lalie machte sich los, und es gelang ihr, mit den Füßen die Erde zu erreichen; dann schrie sie zornig:

„Nein, sie ist nicht böse! Ich will nicht, daß du sie auszankst! . . . Wer hat dir denn gesagt, sie hätte mich geschlagen?“

„Aber du weinst ja noch . . .“

„Ja, wegen der Kinder . . . Sie sind nicht brav . . . Sie wollen nicht lesen lernen . . . Sie hat gesagt, sie ginge fort, und wir würden sie nie mehr sehn!“

Magdalene sah das Kind sprachlos an. Ihre Arme zuckten, und ihr Herz ward von Eifersucht zerrissen.

Am folgenden Tag erklärte sie, Lalie sehe schlecht aus, sie huste nachts und dürfe nicht mehr zur Schule gehen.

Das Kind fing an zu weinen, aber Magdalene ward zornig und setzte ihren Willen durch.

„Deine Mutter ist nicht ganz wohl. Sie hat wieder Schmerzen. Sie beklagt sich über dich, daß du sie nicht besuchst.“

Der das sagte, war ein kleiner, alter Mann aus Coudray; er kam gerade am Mühlenhof vorüber und wollte Magdalene Bescheid sagen.

Sie schüttelte den Kopf und entgegnete etwas gereizt:

„Ich hab auch keine Zeit! Bei meiner vielen Arbeit muß ich noch auf die Kinder achtgeben. Ist denn mein Bruder nicht dort unten? . . . Und meine Schwestern haben fast jeden Sonntag frei und könnten dann wohl nach Coudray gehen!“

„Du bist die Älteste“, sagte der Greis. „Du mußt deiner Mutter zuerst beistehn.“

Es machte ihm Spaß, eine lange Rede vom Stapel zu lassen, in der es von bitteren Bemerkungen wimmelte.

„Die Alten haben ja immer unrecht . . . Was tun sie denn hier auf Erden? . . . So lange man noch arbeiten kann, geht es ja . . . Aber dann sollte man gleichsterben . . .“

Magdalene unterbrach ihn.

„Es ist gut“, sagte sie. „Ihr könnt Mutter sagen, ich würde sie dieser Tage besuchen. Sie soll Geduld haben und sich gut pflegen, damit sie wieder gesund ist, bis ich komme.“

Der Alte begann abermals:

„Sie soll sich gut pflegen! Und wie soll sie das machen? Sprich, mit welchem Geld soll sie das Notwendige kaufen?“

Magdalene errötete.

„Es stimmt, ich bin etwas im Rückstand . . . Sagt Mutter, sie soll es entschuldigen.“

„Ich glaube, sie hat schon zuviel entschuldigt . . . Ich weiß, daß das jetzt die dritte Mahnung ist, die sie dir schickt. Deine Mutter ist besser als ich.“

Magdalene errötete noch mehr.

„Nun gut! Wartet, ich will Euch das Geld geben, und Ihr könnt es ihr bringen.“

Sie öffnete ihren Schrank.

„Ich bin ja doch auch nicht reich“, murmelte sie.

Sie leerte ihre Börse in die Schublade.

Nein, es war unmöglich! Ihr blieben nur noch zwölf Franken, und gerade soviel hatte sie ihrer Mutter geben wollen. Seit einiger Zeit hatte sie immer wieder davon genommen, und dies war nun der Rest. Was sollte sie tun? Ach, Fridoline konnte etwas mehr geben, Stephchen auf ein Band verzichten! Sie konnte ihr Geld nicht entbehren. Sollte sie jetzt den Kindern etwas verweigern, da man sie von ihnen trennen wollte?

Sie schloß die Börse wieder, schloß die Schublade wieder, schloß den Schrank wieder . . . Zu dem erstaunten Alten aber sagte sie:

„Ich habe genau nachgedacht, Mutter muß ein wenig warten. Ich werde ihr das Geld selber bringen, denn ich habe mit ihr zu reden.“

„Nanu, was willst denn du schon wieder?“

Als der Alte gegangen war, sah Magdalene ihren Bruder kommen.

Er hatte einen sehr roten Kopf, und seine Augen glänzten. Er kam mit schweren Schritten herein und ließ sich auf einen Stuhl fallen.

„Tag, Lenchen!“

Sie sagte kühl:

„Tag auch! Was willst du?“

Er fing an zu lachen.

„Das weißt du wohl, zum Donnerwetter!“

„Aber nein, ich weiß es nicht.“

Er zwinkerte mit den Augen und tat, als zähle er Münzen auf den Tisch.

„Geld! Schon wieder Geld! Da kommst du schief an: ich gebe nichts mehr.“

„Du sollst es mir nicht schenken, sondern leihen . . . Du brauchst doch keine Angst zu haben: bin ich nicht dein Bruder?“

Magdalene zuckte die Achseln.

„Ich soll dir Geld geben, damit du ins Wirtshaus gehst, und wenn du herauskommst, bist du betrunken, so wie in diesem Augenblick? Oder damit du es wieder zu

dem Weibsbild trägt? Sprich, brauchst du es dafür? Ach nein, es ist genug jetzt.“

Kürassier stand auf, denn sogleich war sein Zorn entflammt.

„Ich muß sagen, daß du dummes Zeug redest, Magdalene“, sprach er böse, „und daß du mich schwer beleidigst. Deine Worte werde ich nie vergessen; sie stehn für das ganze Leben zwischen uns. Du hast ohne Gefühl und ohne Vernunft geredet, wie jemand, der nie einen Menschen geliebt hat.“

Mit einem Satz war sie auf ihn losgesprungen:

„Schweig still! Mach, daß du fortkommst! Ihr macht mich noch toll, alle die ihr da seid! Schweig still! . . . Ach, ich liebe keinen Menschen! Sieh nur dahinunter in das Gärtchen! . . . Siehst du die Kinder dort: das sind schon zwei, die ich liebe . . . Und ich glaube, sie sind soviel wert wie andere auch, ich glaube, sie sind soviel wert wie das Weib, das dich verrückt und böse und zum Feigling macht! . . . Ja, du machst dich vor mir lächerlich . . . mit deinem Getue . . . Sie müssen alle ihren Hofuspokus machen . . . Wir lieben Peter, oder Moriz, oder Jakobine . . . Du, Magdalene, verstehst das ja nicht . . .‘ Siehst du die beiden dort? Ohne mich nach einem andern Menschen umzusehen, würde ich mich für diese Kinder in Stücke schneiden lassen. Aber würdet ihr das tun? . . . So sieh dir die Kinder doch nur an, alter Narr, der du bist!“

Sie legte ihrem Bruder beide Hände flach auf die Brust und drängte ihn nach der Tür.

„Sieh sie dir an! Du sollst sie dir ansehen! Ich glaube, sie sind genau so schön wie deine Violetta, und sie würden

mich nicht hintergehn, wie sie dich hintergangen hat . . . Aber man will sie mir entreißen . . . Und ausgerechnet sie will mir diesen netten Streich spielen!“

„Du lügst!“

„Ich lüge! Ja bist du denn völlig ahnungslos? . . . Die Hochzeit findet in drei Wochen statt.“

Kürassier wich zurück, sein Gesicht verzerrte sich, und dumpfe Schmerzenslaute entrangen sich seiner Brust.

„Magdalene, das Unglück ist mit mir!“

„Meint es denn das Glück etwa mit mir gut? Aber wen kümmert das? Dich bestimmt nicht! . . . Du kennst nur Violetta; alles für Violetta! Ach geh! . . . Sa, du würdest ihr sogar jetzt noch mein Geld hinschleppen, und sie wär imstande, es zu nehmen . . . Dieses Geld gehört nicht mir, es gehört den Kindern, die du dort siehst. Ich meine, dein Surenmensch hat sie jetzt genug bestohlen! Ich hasse sie! Du weißt nicht, wie sehr ich sie hasse! . . . Du weißt überhaupt nichts! . . . Ich hatte ein Kind, es war das schönste in der Umgegend, das schönste und klügste in der ganzen Welt! Nun und, — wegen deiner Violetta hätte ich es beinahe sterben, bei lebendigem Leib verbrennen sehn! Und jetzt ist es noch immer nicht genug, sie nimmt es mir fort! Sie nimmt mir Lalie fort, sie nimmt mir Jo fort, sie nimmt mir alles fort . . . Sie wird alles abstreiten, was ich ihr gesagt habe. Sie wird ihre Religion ändern, sie wird ihr Herz ändern . . . Wenn sie es vermag, wird sie sogar meinen Namen in ihrem Gedächtnis auslöschen! Ach, verdammt! Ich hasse sie! Und du erzählst mir von ihr, mach dich fort, mach dich fort!“

Rüraffier, der immer weiter zurückgewichen war, stand jetzt auf der Schwelle. Er hörte nicht zu. In seinen durch die Trunkenheit weit aufgerissenen Augen war ein irrsinniges Leuchten erwacht.

Er streckte den Arm aus. Seine riesige Hand öffnete sich und schloß sich wieder, dann ging sie mehrmals auf und zu, wie eine ungeheure Zange.

„Das Unglück ist mit mir! . . . Wenn ich einen Menschen vor die Finger kriege, dann betet für ihn, ich muß etwas Tolles aushecken!“

Michel kam aus Chantepie zurück, wo er die letzten Vorbereitungen getroffen hatte. Endlich war alles in Ordnung: er sollte am Sonntag vor der Hochzeit getauft werden. Der Priester war damit einverstanden, daß alles einfach, ohne Aufhebens, ohne Umstände und ohne jede übermütige Betonung des Sieges vonstatten gehen sollte. Michel war froh darüber. Er erzählte Magdalene, die er jetzt immer auf dem laufenden hielt, von seiner Freude. Sie antwortete nur mit ein paar Worten und in gleichgültig höflichem Ton.

Dann wandte er sich zu den Kindern:

„Wir haben auch an euch gedacht“, sprach er. „Sieh mal, Jo.“

Er gab dem Kind eine Tüte mit Süßigkeiten.

„Und du, Lalie, komm und schau einmal!“

Magdalene hielt in ihrer Arbeit inne. Lalie war neugierig nähergetreten.

„Sieh dir einmal diesen Kasten an . . . Hast du schon mal einen so schönen gesehen?“

Er stellte einen mit blauem Plüsch überzogenen Handarbeitskasten auf den Tisch, dann öffnete er ihn mit einem winzigen Schlüssel.

„Sieh mal! Es ist alles drin, was du zum Nähen brauchst. . . Und kannst du den Namen lesen, der hier steht?“

Die Kleine buchstabierte:

„Eu-la-lie . . . Das ist ja mein Name!“

Lalie reichte Magdalene den Kasten. Sie öffnete ihn und betrachtete sogleich den Namen, der auf der Innenseite des Deckels stand.

Die Buchstaben waren mit farbiger Wolle auf ein rechteckiges, säuberlich aufgenageltes Stück Leinwand gestickt, und es war keine schlechte Arbeit.

Magdalene kniff die Lippen zusammen. Ihre Augen wurden kalt und nahmen einen sonderbaren Ausdruck an. Sie klappte den Kasten fest zu, öffnete ihn wieder und schloß ihn abermals . . . Ritsch! Ratsch! . . . Sie fuhr plötzlich mit ihren groben Fingern unter die Pappe, zerbrach den Deckel und drückte alles zusammen.

„O weh!“ sprach sie, „jetzt hab ich ihn auch noch zerbrochen! . . . Er war nicht fest genug. Ich werde dir einen andern kaufen.“

Darauf nahm sie die beiden Kinder an der Hand und verließ mit ihnen das Haus.

Der Himmel hatte sich aufgetan, und die Erde ruhte. Die Nacht war noch nicht völlig hereingebrochen, aber in der sonntäglichen Stille der Dämmerung hallten die Felder nicht mehr von der Arbeit der Menschen wider. Der Wind war eingeschlummert. Man spürte nichts mehr von dem eifrigen Getriebe des Tages, und das ganze Leben nahm weitere Formen an.

Magdalene hatte die Kinder nach dem Teich geführt und sich mit ihnen am Fuß der großen Eiche, unter ihren unbeweglichen Blättern, niedergesetzt.

Ein tiefer Friede lag über der Welt. Die Kinder spielten nicht. Sie saßen fast unbeweglich und stellten Fragen, die niemand erwartete.

Magdalene antwortete ihnen müde.

Ihr war, als machte sie eine Pilgerfahrt. Unter dieser selben Eiche hatte an einem ähnlichen Tag eine heftige Erregung sie ohnmächtig niedergeworfen. Dann war die Freude über sie gekommen, und ihre Jugend und der Trug einer neuen Liebe hatten die schönen Stunden ihres Lebens in einer unübersehbaren Kette aneinandergereiht. Nun war sie krank, nun wagte sie nicht mehr, in die Zukunft zu blicken; nein, sie war gekommen, um Abschied zu nehmen.

Corbier heiratete in zehn Tagen. Sie hatte nur noch eine Woche auf dem Hof zu leben. Eine Woche! . . . Und dann mußte sie gehen! . . . Fort von Lalie, fort von Jo, und sie würde ein neues Leben anfangen müssen. Das war schlimmer als der Tod!

Ach, es war nur ein böser Traum! Sie würde erwachen, und dann war alles Leid vorüber. Sie würde Lalies Kopf auf ihrer Brust finden, und in dem kleinen Bett neben ihr würde Jo mit lachenden Augen sagen:

„Du hast aber lang geschlafen, Lene!“

Nein, das war nicht möglich! Sie wollte beten . . . Der liebe Gott konnte es nicht zulassen . . . Er mußte einen Stein vor das Rad legen, das sie zermalmen wollte, er mußte den Wagen in den Graben werfen . . . Es mußte ein Unglück, einen rettenden Zusammenstoß geben . . .

„Die Wolken, Lene, was ist das? Wohin gehn sie?“
„Das sind die Schäfchen des lieben Gottes, die gehn auf die Weide.“

Der Himmel hatte sich völlig aufgeklärt. Er sah aus wie eine schöne, gemähte Wiese. Nur ein paar weiße Wölkchen segelten über ihn hin, und dadurch schien er viel näher.

So deutete nach oben und sagte:

„Lene, der Mond ist nicht hoch!“

„Lene“, fuhr Lalie fort, „auf dem Mond leben auch Leute.“

Magdalene versetzte:

„Das, was man da sieht, ist ein kleiner, alter Mann... Er ist winzig klein und sehr alt... Und auf dem Rücken trägt er ein Bündel Reisig, damit er seinen Ofen heizen kann.“

„Lene“, fragte So, „was ist hinter den Wolken?“

„Das Wetter“, antwortete Lalie... „Und dort wohnt der liebe Gott.“

„Das Paradies, Lene, wo ist das?“

„Liebes Kind, das kann man nicht sehn, so lange man lebt. Aber Menschen, die die Sünde hassen, kommen dorthin, wenn sie tot sind.“

„Lene“, sagte So, „ich weiß nicht, wie sie es machen, daß sie dahinauf kommen und dort bleiben!“

„Das kostet sie keine Mühe... Aber diese schwierigen Dinge kann ich dir noch nicht erklären.“

Lalie wies auf die ruhige Wasserfläche, in der sich das tiefe Blau des Himmels und die Wolken spiegelten.

„Schau, Lene! Auf dem Grund des Wassers ist ein anderes Wetter.“

„Das ist die unterirdische Welt“, sagte Magdalene.

„Wohnen dort auch Menschen?“

„Ja“, sprach Magdalene, „auch dort gibt es welche.“

„Ene“, sagte Jo, „ich glaube, die haben es nicht schön!“

Magdalene fielen die Erzählungen der alten, wunderlichen Tante wieder ein. Aber sie schienen ihr grausam und hier nicht recht angebracht. Sie erzählte nur das, was sie selbst davon glaubte.

„Es gibt drei Welten . . . Die überirdische Welt, das ist die gute . . . Die mittlere Welt, das ist unsere, sie ist gut und böse . . . und die unterirdische Welt, Gott steh uns bei, das ist die feindliche. Das Böse entströmt ihr wie ein schwarzer Rauch . . . Es gibt drei Welten, sie gleichen einander nicht. Wir kennen nur eine von ihnen. In den beiden übrigen ist alles anders. Das kann kein Mensch verstehen. Unsere Augen und unsere Ohren sind zu nichts nütze.“

Sie sprach mit sanfter Stimme, und ihr Kummer ward gelinder. Mit der einbrechenden Dunkelheit sank ein großes Erbarmen vom Himmel herab.

„Wenn wir einmal tot sind, schweben wir hinauf, oder wir sinken hinab, je nachdem, wie wir befunden werden. Die dort oben, das sind die, welche geliebt haben. Vielleicht lieben sie noch immer . . . Sie behüten uns.“

„Dann sehn sie uns auch?“ fragte Lalie.

„Ja, sie sehn uns. Und deshalb, meine lieben Kinder, ist dort . . .“

Sie zögerte, denn sie fand keine Worte für das, was ihr Herz bewegte.

„Deshalb ist dort oben jemand, der euch hilft. Eure Mutter ist im Paradies und sieht auf euch herab. Sie

hat euch lieb. Kein Mensch kann euch so lieb haben wie sie . . . Kein Mensch!“

Die Kinder schwiegen mit großen Augen. Magdalenes Gedanken schwebten in hohem Fluge dahin, und ihre Worte stiegen wie ein Gebet empor.

„Sie behütet euch . . . Und sie muß wissen, daß ich euch auch lieb habe . . . Möge sie mir darum helfen! . . . Wenn ich jetzt fortgehe, will ich sie bitten, daß sie mich davor bewahrt, euch zu vergessen.“

„Aber du wirst nicht fortgehn, Lene!“ sprach Jo.

„Willst du denn sterben?“ fragte Lalie.

Sie gab keine Antwort, und das Kind fragte abermals:

„Wenn du stirbst, kommst du dann auch da hinauf?“

„Ich weiß nicht.“

„Du müßtest dorthin gehn . . ., denn wie wolltest du uns sonst sehn?“

Magdalene zog die Kinder an ihre Brust.

„Wenn ich fortgehe, kann ich euch vielleicht nicht mehr sehn. Denn ich bin nicht eure Mutter. Ich bin . . . Nein, ich bin nicht eure Mutter . . . Eure Mutter ist tot. Und eure Mutter war gut . . . oh, viel besser als ich! . . . Und sie war schön! . . . Es gibt keinen Menschen auf der Welt, der so schön sein könnte . . . Ihr müßt sie über alles liebhaben, Kinder . . . mehr als mich . . . mehr als jede andere . . .“

Sie sprach leise und mit langsamer Betonung, damit ihre Worte Zeit fänden, ihre Spur in den Kindern zu hinterlassen.

„Ihr dürft natürlich auch die andern liebhaben . . . Ihr dürft natürlich auch mich liebhaben . . . Das verbietet euch niemand! Aber eure Mutter soll die erste sein.“

Ich bin nicht eifersüchtig . . . Ja, ihr dürft mich lieben . . . Wenn ihr groß seid, könnt ihr sagen: sie war nicht unsere Mutter, aber wir denken trotzdem an sie . . . Das soll mein Teil sein, und damit bin ich zufrieden.“

Lalie, deren Gedanken von neuem und heftig arbeiteten, fragte:

„Du bist nicht unsere Mutter . . . auch nicht unsere Tante oder unsere Base . . . Und du sprichst davon, daß du fortgehst . . . Wer bist du denn eigentlich?“

„Wer ich eigentlich bin? . . . Wer ich bin?“

So hob seinen Kopf, daß er Magdalenes Hals berührte, und da ihn diese Frage sehr verwunderte, sagte er:

„Wer sie ist? . . . Ei, sie ist unsere Lene!“

Da schmiegteten sie sich fest aneinander und sprachen an diesem Abend kein Wort mehr.

Alles war bereit. Jetzt gab es nichts mehr zu sagen und nichts mehr zu tun. Es hatte keinen Sinn, zu weinen, zu beten oder sich zu sträuben . . . Es gab nur eines: man mußte gehen.

Noch eine Nacht, kaum sieben oder acht Stunden . . .

Die Hochzeit sollte am Mittwoch stattfinden, aber schon am Montag kam die Mutter der andern, um sich mit einem Teil ihres Möbels einzurichten. Magdalene aber wollte dann bereits fort sein, um die Frau, die als Siegerin ihren Einzug hielt, nicht empfangen zu müssen.

Zum letztenmal hatte sie die Kinder entkleidet. Obwohl ihr bitter zumute war, hatte sie wie gewöhnlich beim Auskleiden mit ihnen gespielt, um ihnen nicht weh zu tun. Dann hatte sie die beiden in ihr eigenes Bett gelegt.

Zum letztenmal hatte sie So ihren Kopf hingehalten; er hatte ihre Ohren zwischen seinen Händchen gerieben und ihr die Haare im Nacken gelöst.

Jetzt schlief So, und auch Lalie schlief. In dem Zimmer, wo die Männer schliefen, rührte sich selbst der junge Knecht nicht mehr.

Im Hause herrschte tiefe Dunkelheit, aber draußen war es noch immer dämmerig.

Magdalene setzte sich ans Fenster, das noch offenstand. Auf einem Stuhl neben ihr lag ein kleines Wäschebündel. Das war alles, was ihr auf dem Mühlenhof noch blieb. Ihre anderen Kleider waren bereits fort . . . Michel hatte ihr am Morgen den Lohn ausgezahlt . . .

Es war zu Ende.

Sie weinte nicht und regte sich nicht. Die Haare fielen ihr ins Gesicht. Sie fühlte ihre Arme und ihre Beine nicht mehr. Ihr ganzes Leben war in ihre Brust zurückgeschlossen, in der das Herz wild schlug.

Die Nelken, welche die Beete im Garten einfaßten, sandten ihren wunderbaren, bittersüßen Duft empor. Das Schluchzen einer Nachtigall tönte herüber. Dann begannen drüben bei dem Teich die Laubfrösche ihr Konzert, und bald waren ihre unzähligen Stimmen überall zu hören.

Magdalene nahm sich mit Gewalt zusammen und murmelte:

„Ich werde nicht mehr an diesem schönen Ort leben. Ich hatte mich an ihn gewöhnt, und ich verlasse ihn mit Schmerzen . . . Mit Wehmut werde ich an das Haus zurückdenken, das so freundlich hier liegt . . . Ich werde mit Wehmut an den Teich denken, und an den Bach, in

dem ich wusch . . . Wo werde ich je wieder einen so lieblichen Garten finden? Ich werde den Fliederstrauch und die Rosen in dem Gärtchen drüben nicht mehr sehen . . .“

Sie versuchte ihren Schmerz zu lindern, wenn sie auf diesen schmalen Pfaden wandelte. Ach, die Ärmste! Wäre sie doch der breiten Straße gefolgt! Die beiden Würmer, die neben ihr schliefen und die sie nicht einmal atmen hörte, hielten alle ihre zärtlichen Gefühle gefangen . . .

„Hier war ich die Herrin. Alles im Hause hörte auf meine Stimme . . . Anderswo wird das nicht mehr so sein!“

Ach, ihre List sollte ihr nicht viel nützen!

„Sie werden grob mit mir umgehn. Ich werde mit den Männern auf dem Feld schaffen.“

So würde es schon kommen! Ach, wenn man es von ihr verlangte, wollte sie das ganze Jahr über die Arbeit eines Knechts tun. Sie würde fleißig mähen und die schwersten Lasten schleppen.

„Grüß Gott, Magdalene!“

Sie hob den Kopf. In dem Gärtchen stand ein Mann, den sie nicht hatte kommen hören.

„Grüß Gott“, sagte sie.

Nun kam der Mann näher.

„Erkennst du mich nicht? Der Soldatenrock scheint mich doch sehr zu verändern!“

Sie fuhr auf, als ob sie jetzt erst erwachte.

„Gideon!“

„Ja, ich bin es . . . Ich habe Urlaub gehabt . . . Jetzt geh ich nach Château-Blanc, um dort in den Zug zu steigen. Ich habe nicht viel Zeit gehabt, um heraus zu

kommen, sonst hätte ich dir einen langen Besuch gemacht.“

„Das hätte mich sehr gefreut“, sprach Magdalene.
„Komm doch rein!“

Aber er trat nur ans Fenster und legte seinen Arm auf die Brüstung.

„Nein“, sagte er, „ich kann nicht, ich bin zu sehr in Eile . . . Ist der Herr da?“

„Er ist noch nicht nach Haus gekommen“, sprach Magdalene.

Dann fügte sie ein wenig verächtlich hinzu:

„Er hat heute einen großen Tag: er ist in Chantepie getauft worden. Die Katholiken frohlocken . . . Du hast sicher davon erzählen hören?“

„Ja, man spricht fast überall in der Umgegend davon.“

„Findet die Hochzeit diese Woche statt?“

„Am Mittwoch.“

„Dann verläßt du wohl den Mühlenhof? . . . Wann gehst du?“

„Morgen.“

Magdalene hatte das Gesicht abgewandt. In der eingetretenen Stille vernahm man das leise Atmen der Kinder. Gideon sagte mit gedämpfter Stimme:

„Du hast Kummer, Magdalene.“

Sie erwiderte:

„Ja, den hab ich!“

Ihre Stimme aber war die einer Sterbenden.

Er schwieg, denn sein Herz ward von Gefühlen bewegt, die er nicht in Worte zu kleiden wußte. Er neigte sich einen Augenblick ganz nahe zu ihr, dann nahm er ihre Hand und richtete sich wieder auf.

„Du gehst schon?“ fragte sie.

„Ich muß. Der Zug fährt um viertel nach zehn in Château-Blanc durch. Ich wünsche dir, daß du gesund bleibst und guten Mut behältst, Magdalene . . . Du weißt, ich hab dich gern, und ich möchte dich gern glücklich sehn . . . Wir haben vier Jahre nebeneinander gelebt . . . Das vergißt man nicht. Und dann gibt es da etwas, wovon du ja weißt . . . zwischen Stephchen und mir . . . Magdalene, dein Teil ist, Kummer zu leiden . . . Ich kann dich ja nicht trösten . . . Es würde dir gut tun, wenn du weintest, Maadalene.“

Er drückte ihr die Hand und sagte: „Magdalene . . . du weißt, meine arme Magdalene . . . meine gute Magdalene . . .“ Er sprach nicht zu Ende. Schließlich wurde Magdalene ihrerseits unruhig.

„Versäumst du auch die Zeit nicht, Gideon?“

Er zögerte ein wenig, dann nahm er seinen Helm ab und sagte:

„Magdalene, ich möchte dir gern einen Kuß geben, bevor ich gehe.“

Sie stand auf und hielt ihm ihre Wange hin.

„Lebwohl, mein Junge.“

Er ging ein paar Schritte, dann blieb er stehen.

„Übrigens, Magdalene . . . schönen Dank auch für den lieben Brief, den du mir da heruntergeschickt hast. Er hat mir sehr wohl getan.“

Magdalene fragte ein wenig zerstreut:

„Hast du Stephchen gesehn?“

„Ja . . . Ihretwegen bin ich hergekommen . . . Es läuft noch einer hier herum, den ich gern treffen wollte, so ein elender, roter Hund, ich hätte ihm bestimmt die

Zähne eingeschlagen . . . Aber ich kam nicht dazu. Um so besser für ihn.“

„Von wem sprichst du?“

„Von Boiseriot . . . Ich hab ihn wohl gesehen, zum Donner, aber ich hatte keine Gelegenheit, ihn mir allein vorzuknöpfen! Vorhin sah ich ihn noch in Saint-Ambroise mit deinem Bruder im Wirtshaus sitzen.“

„Mit meinem Bruder?“

„Ja . . . Ich hab mich auch darüber gewundert! . . . Sie zechten allein und tranken Schnaps. Ich hab mich an einen Tisch gesetzt und vergebens darauf gewartet, daß Boiseriot fortginge. Ich konnte sie gut beobachten. Boiseriot tat so, als sei er betrunken, aber er verstellte sich nur, denn er leerte sein Glas unter den Tisch . . . Aber Kürassier hättest du sehn müssen! Ich glaube, er war richtig im Schuß! Er schrie: Um zehn Uhr sagst du, an dem Kreuzweg nach Bellefontaine? . . . Das trifft sich gut! . . . Er fluchte, hieb mit der Faust auf den Tisch und rollte schrecklich die Augen . . . Er mußte allerhand Schnaps getrunken haben, um in einen solchen Zustand zu kommen!“

Magdalene murmelte:

„Wenn er getrunken hat, ist er wie toll.“

Im Hause schlug die Uhr.

„Neun Uhr!“ versetzte Gideon. „Ich komm gerade recht. Lebwohl, Magdalene!“

Er verschwand in der einbrechenden Nacht.

Magdalene war nicht aufgestanden, um ihn hinauszubegleiten. Sie hatte sich überhaupt nicht gerührt und ihm nicht einmal Lebwohl zugewunken. Sie war tatsächlich zu müde.

Sie mochte diesen guten, jüngeren Kameraden gut leiden, aber ihr Gram war in diesem Augenblick zu groß. Ihr Gram war so groß, daß Gideon und Stephchen und Kürassier und all die andern ihr ein wenig gleichgültig geworden waren.

Ihre Gedanken waren nicht ganz klar. Was hatte Gideon gesagt? Kürassier war betrunken . . . Boisferiot gab ihm Schnaps zu trinken. Warum tat er das? 'Um zehn Uhr, an dem Kreuzweg nach Bellefontaine...' Es handelte sich gewiß um eine Wette, um irgendeine Verrücktheit, von der man in einigen Tagen sprechen würde. Armer Bruder! Auch er vermochte seinen Kummer nicht recht zu tragen, und sein haltloser Geist geriet auf Abwege. Er betrank sich oft. So war er auch neulich . . . Halt, wann war das doch? Er war mit bösen Augen zu ihr gekommen . . .

„Ach, mein Gott!“

Magdalene richtete sich kerzengerade auf, dann versagten ihre Beine den Dienst und sie fiel auf den Stuhl zurück. In allen ihren Gedanken war ihr eine Erinnerung gekommen, die sie scharf wie eine stählerne Klinge durchbohrte. Sie sah seine große, drohende Hand wieder vor Augen! 'Wenn ich einen Menschen vor die Finger kriege, dann betet für ihn!' Ach, jetzt verstand sie seine Worte!

Eine Minute lang saß sie völlig zerschmettert da. Ihre Lippen bildeten Worte, deren Sinn sie nicht verstand.

„Der verdammte rote Hund . . . Um zehn Uhr . . . bei Bellefontaine . . . Das ist der Weg, den Michel nimmt! Das ist der Weg, den Michel nimmt!“

Dann sprang sie auf, stürzte hinaus und rief:

„Gideon! Gideon!“

Aber ihre Stimme erstickte und schallte nicht weit. Sie lief durch den Garten und eilte nach der Straße, dort wo sie nach Château-Blanc bog.

„Gideon! Zu Hilfe, Gideon!“

Es kam keine Antwort. Sie rang die Hände.

„Es ist meine Schuld! Es ist meine Schuld! . . . Ich habe darum gebetet! . . . Verflucht!“

Sie lief wie eine Wahnsinnige querfeldein in der Richtung nach Bellefontaine. Die Wege waren nicht mehr zu erkennen. Sie verirrte sich auf einem großen Weideplatz und konnte das Tor nicht finden. Vor ihr stand eine dichte Hecke. Sie warf sich zwischen zwei Weißdornsträucher und drückte mit ihrem ganzen Gewicht nach. Da rollte sie auf der andern Seite in einen tiefen Graben hinab.

Das Herz blieb ihr stehen, denn nun mußte sie in diesem Graben sitzen bleiben. Ein Nachtvogel strich vorüber und warf seinen unheimlichen Schrei zu ihr herab. Sie stand mit großer Anstrengung auf. Sie tastete mit den Händen über ihren Kopf und riß sich blutig. Bei dem Schrei des Nachtvogels war ein Gedanke in ihr wach geworden, aber sie wehrte sich entsetzt gegen diesen furchtbaren Einfall.

„Nein! Nein! . . . Um diesen Preis nicht! . . . Ich will nicht, daß sie Waisenkinder werden sollen! . . . Das hab ich nie gewollt! . . . Ich bin verflucht!“

Dann lief sie keuchend weiter.

„Ich bin verflucht, wenn ich zu spät komme!“

Über den Hecken erkannte sie eine hohe, schwarze Wand: das war der Wald bei Bellefontaine, der bis zu der Straße herüberreichte. Sie mußte noch über drei

Felder hinweg . . . Noch über eines . . . Nun stand sie unter den hohen Bäumen. Sie zauderte nicht, sondern lief wie im Traum weiter. Gerade dort, wo die beiden Wege sich kreuzten, standen zwei Eichen, deren Zweige ineinander gewachsen waren. Sie lief darauf zu, und ihre Hände fielen schwer auf die Schultern eines Mannes, der zwischen den beiden zusammengewachsenen Stämmen hockte.

„Hans, was tust du hier?“

Der Mann stand auf und fuhr zurück.

„Magdalene!“

„Ja, ich bin es . . . Komm mit! Aber sofort!“

Ihre Stimme klang gebieterisch, scharf und schneidend. Statt zu antworten, gab er ein furchtbares, irres Lachen von sich.

„Hans, hörst du mich . . . Geh vor mir her.“

„Was mengst du dich hier ein? Geh zu Bett! Ein anständiges Mädchen läuft nicht nachts draußen rum.“

Langsam und mit schweren Bewegungen drängte er sie zurück und führte sie wieder unter die Bäume. Nun standen sie auf einer Wiese, über der die Nacht viel heller zu liegen schien. Magdalene hängte sich in den Arm ihres Bruders.

„Auf, Hans, komm! Folge mir!“

Er aber versetzte ihr noch einen letzten Stoß, daß sie zurücktaumelte, und sein Arm hob sich drohend.

„Fort!“

„Hans, warum bist du hier?“

„Weil er sterben muß . . . Fort jetzt!“

Magdalene kam zurück und stürzte sich auf den emporgereckten Arm, in dem er eine Waffe schwang.

„Was hast du da in der Hand? Gib es mir, hörst du!“

Sie kletterte an seinem Arm empor, zog das Handgelenk herab und griff nach der Waffe. Es war ein schwerer, eiserner Kolben, der auf einem biegsamen, hölzernen Stiel saß.

Sie rang mit ihm und streichelte ihn, sie befahl und flehte, schalt und schmeichelte.

„Gib her, Hans! Du hast getrunken, du weißt nicht mehr, was du tust. Boisferiot hat dich betrunken gemacht . . . der elende Hund! . . . Aber ich hole dich, ich führe dich an der Hand . . . Du mußt mit mir gehn, du mußt mir glauben . . . Komm, gib mir das Ding jetzt schleunigst her! Was willst du mit dem Kolben tun? Hans, überlege doch, wie kannst du damit jemandem auflauern! . . . Du bist ja toll . . . Und du bist ein Feigling! . . . Hörst du? Wenn du einem Menschen grollst, so sag ihm am hellen Tag deine Meinung! . . . Du bist ein Feigling, ein ganz großer Feigling!“

„Es ist keine Feigheit . . . Darum handelt es sich nicht. Aber er muß sterben . . . Er zuerst, dann komme ich.“

„Gib das Ding her! Los, gib es her! Du willst es mir doch geben, nicht wahr?“

„Krach!“ Magdalene war es gelungen, den dünnen Stiel zu zerbrechen. Sie nahm den Kolben und warf ihn fort, so weit sie konnte.

„Wirst du jetzt mitgehn?“

Aber von neuem dröhnte sein wildes Lachen.

„Er muß sterben! . . . Ich habe noch mein Messer . . . Eigentlich brauche ich ja gar nichts, nicht einmal einen Knüppel. Ich öffne meine Hand und drücke sie wieder zu . . . Er muß sterben! Geh weg!“

„Hans, du machst dich unglücklich! . . . Und mich ziehst du mit ins Unglück . . . Du weißt nicht, was du tust! . . . Die armen Kinder . . . Sie schlafen so süß da unten . . . Komm und schau sie dir an . . . Was haben dir die unschuldigen Kinder getan?“

„Er muß sterben . . . Da gibt es nichts zu erzählen. Geh mir aus dem Weg.“

Magdalene hing sich an ihn, umklammerte ihn mit ihren Armen und log ihm in ihrer äußersten Verzweiflung vor:

„So hör doch, ich will es nicht . . . Ich liebe ihn! Ja, ich liebe ihn! . . . Ich hatte es dir anfangs nicht gesagt, weil ich mich schämte . . . Jetzt weißt du es . . . Ich will nicht, daß du ihm etwas zuleide tust. Dann würdest du auch mich töten, siehst du . . . Das wirst du nicht tun, Hans, mein Bruder . . . Komm, wir wollen gehn . . . Doch, doch! Wir wollen gehn! . . . Schau, ich werde die Heirat verhindern, ich kann es noch! Aber du siehst, daß du mir folgen mußt . . . Ich sage dir, du sollst ihn nicht anrühren! Ich verbiete es dir! Ich schreie, wenn er kommt . . . Und dann bringst du Schande über dich, über mich und über die ganze Familie.“

Er schüttelte heftig seine riesigen Schultern.

„Geh mir aus dem Weg!“

Er hatte sich losgerissen und lief nach dem Walde zu.

„Kommst du mir so? Na warte!“

Magdalene schlug auf ihn ein. Dann öffnete sie die Arme, sprang auf ihren Bruder los, hob ihn empor und trug ihn fort. Aber er riß die Beine auseinander und sprang sogleich wieder auf den Boden. Seine große Hand fauste herab. Magdalene fühlte, wie ihre Arme

sich lockerten. Eine unwiderstehliche Gewalt trug sie hinweg, und ihr Kopf schlug auf einen Baumstumpf . . .

Jetzt lag sie ausgestreckt auf dem Rücken. Die Wiese drehte sich um sie, die Erde hob sich und senkte sich. Droben tanzten die Sterne . . . und dann war nichts mehr da . . .

Als sie die Augen wieder aufschlug, sah sie einen riesigen Kopf, der sich über sie beugte, und unter ihren Achseln fühlte sie einen zitternden Arm. Kürassier kniete neben ihr. Er war völlig nüchtern und schluchzte vor sich hin. Jetzt hat er mit unendlich sanfter Stimme:

„Magdalene, steh auf! . . . Verzeih mir, liebe Schwester! . . . Magdalene, sag, daß dir nichts fehlt, . . . daß ich dir nicht wehgetan habe! . . .“

Magdalene sah ihn erstaunt an. Plötzlich kam ihr die Erinnerung wieder . . . Sie schrie auf. Ihre schwachen Hände krallten sich abermals in die Schultern ihres Bruders. Er aber beugte sich noch tiefer über sie und sagte leise und mit einer Stimme, der man anmerkte, wie er sich schämte:

„Du brauchst keine Angst zu haben: er ist vorüber . . . Um diese Zeit ist er schon drüben auf dem Hof . . . Und mein böser Wahn ist verflogen . . . Magdalene, was hab ich getan? Sag mir, daß du nicht verletzt bist . . .“

Magdalene setzte sich mühsam auf und fand den Mut zu einem Lächeln.

„Aber nein, ich bin nicht verletzt! Eine Schwäche hat mich plötzlich angewandelt . . . Ich will jetzt aufstehn, hilf mir.“

Als sie auf den Füßen stand, mußte sie sich noch immer auf ihn stützen, und er sagte:

„Soll ich dich tragen?“

Sie antwortete nicht, sondern sah sinnend vor sich hin.

„Hans“, sprach sie endlich, „als du klein warst, hab ich dich immer spazierengeführt . . . Ich war kaum größer als du, aber ich kannte die Wege besser . . . Heute gehst du in die Irre, und ich müßte dich wieder auf den rechten Weg führen.“

Er erwiderte mit seiner sanften, traurigen Stimme:

„Führe mich, liebe Schwester.“

„Du mußt eine Zeitlang aus der Gegend verschwinden, Hans. Du mußt von hier fortgehn . . . Und zwar gleich . . . Noch heute abend! Marschiere die Nacht durch, und wenn du dann noch nicht weit genug weg bist, marschiere morgen weiter . . . Du hast einmal gesagt, du könntest in der Stadt leicht Arbeit finden: geh also hin. Hier hast du Geld für die Zwischenzeit . . . Nimm es nur! . . . Na los, nimm schon! . . . Und wenn die Wunde verheilt ist, kommst du wieder. Glaubst du nicht, daß dies das Vernünftigste ist, Hans?“

„Führe mich, liebe Schwester!“

Sie nahm ihn an der Hand, und sie schritten zusammen unter den Bäumen dahin. Als sie auf der Straße angekommen waren, umarmten sie sich. Dann sagte sie:

„Geh!“

Und er ging langsam davon.

Es war fast Mitternacht, als Magdalene auf den Hof zurückkam. Die Tür stand halb offen, so wie sie sie verlassen hatte, denn Michel war, wie immer, durch die hintere Tür ins Haus getreten. Sie ging auf den Fuß-

spitzen hinein und kleidete sich hastig und ohne Atem zu holen aus. Dann warf sie sich auf ihr Bett.

Die beiden Kinder waren ganz an die Wand gerutscht. Magdalene zog sie auseinander und legte sich zwischen sie. Darauf schob sie ihre Arme unter die beiden kleinen Körper und blieb unbeweglich, mit offenen Augen und wie ans Kreuz geheftet liegen.

Ihr Kopf dröhnte. Sie hatte keinen Gedanken und keine Erinnerung mehr. Ihr war nur noch schwindlig, wie einem armen Tier, dem man den Schlachthieb ver setzt hat.

Ein ungeheures Gewicht lastete auf ihrer Brust. Sie glaubte zu ersticken. Sie machte ihre Arme los und setzte sich auf. Die Kinder begannen sich zu bewegen. Mit unendlicher Vorsicht zog sie die beiden zu sich heran und legte sie quer über ihre Beine.

Die Uhr schlug die erste Stunde an. Magdalene spürte, daß etwas wie ein kalter Wind über ihre Stirn strich. Ihre Haare sträubten sich. Sie konnte nicht weinen, aber sie konnte auch nicht Atem holen. Ihr Kopf fiel hintenüber, ihr Mund öffnete sich und stieß einen heiseren Klagelaut aus.

In dem Zimmer, in welchem die Männer schliefen, war Michel erwacht und lauschte.

„Haach! . . . Haach! . . . Haach! . . .“

Er rief:

„Magdalene! . . . Magdalene! . . . Seid Ihr krank?“

Es kam keine Antwort. Er horchte noch einen kurzen Augenblick, aber da er nichts mehr hörte, schlief er wieder ein.

Sie hatte den Oberkörper nach vorn geworfen und die Decke mit den Zähnen ergriffen . . .

Aber die Kinder lagen jetzt unbequem und fingen sogleich an, sich zu bewegen. Sie mußte sich wieder aufsetzen.

„Haach! . . . Haach! . . . Meine Kinder! . . .“

Sie zog die beiden immer näher zu sich, legte sie auf ihren Leib und spielte mit ihren Armen und mit ihren Beinen. Ihre Hände lagen keinen Augenblick still. Sie glitten langsam und in einer unendlichen Liebkosung über die kleinen Körper.

Die Nacht verstrich. Die Fensterscheiben wurden blaß. Unten in dem Gärtchen erklang die grausame Stimme eines Hahns, der den nahenden Tag begrüßte.

„Haach! . . . Meine Kinder! . . . Lebt wohl, meine Kinder!“

Sie begann so stark zu zittern, daß sie fürchtete, die Kleinen aufzuwecken. Eine Minute lang vermochte sie sich zu beherrschen. Sie deckte die Kinder wärmer zu. Ihre Knie stießen nach oben, und ihr Hals bog sich zurück; die großen Hände lagen schwer auf dem Bett und bedeckten ihren Körper, so weit sie es vermochten.

„Lebt wohl! . . . Ach! Ach! . . .“

Sie hatte die Köpfe der Kinder auf das Kissen zurückgelegt. Nun zog sie ihre Beine heraus, kroch auf die Decke und stand dann endlich auf dem Boden.

Sie zündete eine Kerze an und kam wieder zurück, um sich vor dem Bett anzuziehen. Ein furchtbares, schmerzliches Beben lief über ihren ganzen, frierenden Körper. Ihre Zähne schlugen aufeinander. Ihre emsigen Hände schnürten den Rock zusammen und knöpften die Bluse

ein. Aber ihre weit geöffneten, starren Augen bewegten sich nicht. Jetzt fuhr ihr Blick über die beiden braunen Köpfchen, glitt an den kleinen Körpern hinab, liebte sie und blieb auf ihnen liegen.

Plötzlich blies sie die Kerze aus. Sie wollte gehen, kam aber nach drei Schritten zurück und fiel abermals mit ausgebreiteten Armen auf das Bett.

„Haach! . . . Haach! . . .“

Sie streichelte die Kinder noch einmal und drückte ihre Lippen auf die warme Haut, ohne darauf zu achten, wohin sie küßte.

Dann richtete sie sich auf und wollte zurücktreten. Aber der Kleine war halb aufgewacht, hatte seine Arme um ihren Hals geschlungen und hielt eine ihrer Locken umfaßt. Magdalene drückte das geballte Händchen gegen ihre Wange und riß ihre Haare mit einem Ruck heraus.

Dann eilte sie nach der Tür, stopfte sich die Schürze in den Mund und floh.

* * *

Es war Morgen. In einer niedrigen Hütte hantierten zwei armselig gekleidete Frauen mit bekümmerten Mienen umher.

Die eine kochte eine Suppe. Die andere, ihre Tochter, legte ein paar Arbeitskittel zusammen und packte sie sorgfältig ein. Als sie fertig war, sagte sie:

„Setz lebwohl, Mutter!“

„Ist du nicht? Bedenke, du hast mehr als eine Meile zu laufen . . . Hier ist deine Suppe.“

„Danke! . . . Ich will nichts.“

„Bist du krank?“

Sie schüttelte den Kopf, ohne etwas zu erwidern. Ihre Lippen schoben sich ein wenig nach vorn und begannen zu zittern.

„Bist du krank, Magdalene?“

„Ich wär lieber krank . . . Ich wär lieber tot!“

Die Alte bekreuzte sich und hob ihre schmalen Waschefrauenhände mit den steif gewordenen Gelenken zu ihrer Tochter auf.

„Was du da sagst, gefällt mir nicht, Magdalene. Man ruft das Unglück nicht herbei, man nimmt es hin, wenn es kommt . . . Weine, dann wird dir leichter werden . . . Jetzt nagt der Kummer schon vierzehn Tage an dir, wie ein schleichendes Fieber. Es ist doch unvernünftig, sich so schrecklich aufzuregen, wenn man seine Stellung wechselt! Wo du doch erst dreißig Jahre alt bist, und schön und groß und stark! . . . Was würden deine Schwestern sagen, wenn sie dich jetzt sähen! . . .“

Mit ihren müden Fingern, denen man die Spuren der Arbeit ansah, fuhr sie langsam über die vollen Schultern und über die schweren Arme ihrer Tochter.

„Komm, trink deinen Kaffee . . . Und ein Tröpfchen Milch hinein . . . So ist es recht! . . . Jetzt geh. Arbeite und Sorge, daß deine neuen Herrschaften mit dir zufrieden sind, mein Kind.“

Magdalene nahm ihre Sachen und ging.

Doch schon nach zweihundert Schritten blieb sie stehen. Ihr wurde warm. Sie merkte, daß ihr Bündel, das schlecht zusammengesteckt und überhaupt zu dick und rund war, sie im Gehen behinderte. Sie setzte sich, um es von neuem zu schnüren. Als sie jedoch ein wollenes,

warmes Kleidungsstück auseinanderbreitete, stieg ihr der Kummer wieder bitter in der Kehle hoch. . . . In dieses Wams hatte sie die kalten Füße des kleinen Jo gewickelt, als sie noch bei Michel Corbier war, der jetzt keine Magd mehr brauchte. Und mit dieser halb verbrannten Schürze hatte sie sich an jenem Unglückstag auf Lalie geworfen . . .

Die Erinnerung nahm sie von neuem völlig gefangen.

Sie sah sich im Geist wieder, wie sie zu dem jungen, völlig verlassenen Witwer gekommen war. Sie hatte ihn auf ihre traurige und sanfte Weise geliebt, ohne sich große Hoffnungen zu machen . . . Aber die Kinder hatten sehr bald den ersten Platz in ihrem Herzen eingenommen. Jetzt und schon seit langem räumte die Liebe ihnen allein einen Platz darin ein.

Sie hatten ihr so viel Freude gemacht! Und hatten ihr doch so viel Mühe gemacht!

Sie erinnerte sich der sonntäglichen Spaziergänge, und wie sie vor dem Teich spielten . . . Und sie erinnerte sich der schlimmen Stunden, da sie angstvoll an Lalies Bett gewacht hatte. Die Erinnerung schmerzte sie wie eine furchtbare Wunde. Sie hörte noch immer das Wimmern des Kindes:

„Lene, ich hab Wehweh! Lene! Lene!

Ach ja! Wie hatten sie doch ihr Herz erobert, er mit seinen dicken, immer schmutzigen Händchen, und sie mit ihren armen, qualvoll verbrannten Fingern!

Vierzehn Tage waren nun schon verstrichen, seit sie von ihnen gegangen war, seit sie die kleinen Arme von ihrem Hals gelöst hatte, die er im Schlaf unbewußt um sie schlang. Sie stellte sich vor, wie bestürzt sie am

ersten Morgen gewesen sein mochten und hörte ihren Schrei:

„Lene! Lene! . . . Lene, wo bist du?“

Jetzt ging sie als Magd auf einen der Höfe drunten im Tal . . . Sie wußte nicht einmal mehr den Namen des Bauern!

Sie stand auf. Da man ihr den Kummer zu sehr ansah, ließ sie die Landstraße liegen und schlug einen Seitenpfad ein, der genau nach der Richtung führte, in welcher der Mühlenhof lag . . .

Das Herz sprang ihr in der Brust: bum! bum!, und die Beine waren ihr schon sehr müde.

Neben einem Wiesenzaun stand ein Bauer und rief:

„Grüß Gott, Magdalene!“

Sie hob den Kopf: es war Corbier! Er sah glücklich und zufrieden aus.

„Grüß Gott!“ sprach sie. „Ihr seid beim Pflügen!“

„Ja . . . für den Mais . . . Ich hab einen neuen Pflug. Mein Karrenpflug war zu schwer, ich hab einen Wendepflug gekauft, schaut her!“

Er gab sich seiner Freude an dem neuen Gerät so sehr hin, daß er ihr armes, furchtsames Gesicht gar nicht sah. Sie sagte:

„Geht es den Kindern gut?“

„Sehr gut, danke . . . An den ersten Tagen haben sie nach Euch verlangt . . . Jetzt geht es von alleine. Violetta hat sie gezähmt . . .“

Sie wandte den Kopf zur Seite. Erst jetzt bemerkte er, wie vergrämt sie ausah; er sagte treuherzig:

„Ihr wißt, Magdalene . . . Ihr habt vier Jahre lang fleißig für uns gearbeitet und uns viel Gutes erwiesen . . .“

Wenn Ihr einmal auf den Hof kommen wollt, wir werden uns immer freuen . . . Und ich wünsche Euch, daß Ihr munter und gesund bleibt, Magdalene . . .“

„Ich Euch auch . . . Danke schön, Corbier!“

Dann ging sie schluchzend weiter.

Ja, sie wollte noch einmal auf den Mühlenhof gehen . . . Und zwar gleich, da sie schon einmal bis hierher gegangen war. ‚Zuerst haben sie nach Euch verlangt, aber Violetta hat sie gezähmt.‘ Wie konnte das nach vierzehn Tagen schon der Fall sein! Das war doch lächerlich! Und was hieß das: gezähmt? Mit Süßigkeiten vielleicht . . . Dies war das einzige Mittel, das dem heimtückischen Frauenzimmer zur Verfügung stand! Sie konnte ihnen keine Liebe schenken, denn sie hatte kein Herz . . . Magdalene wußte es wohl.

Gezähmt! Ja, darüber mußte sie lachen . . . Man würde ja sehen! Sie beugte schon jetzt den Hals herab, als spürte sie schon den Druck der kleinen Arme. Die lieben Kinder! Niemals würden sie sie vergessen . . . War sie nicht ihre wahre Mutter? Vergißt ein Kind seine Mutter in vierzehn Tagen?

Sie schlug den gewundenen Pfad ein, der nach dem Dorf führte, und erreichte beinahe laufend das Haus. Die Tür stand offen. Sie trat ein.

„Grüß Gott, Violetta!“

„Grüß Gott! . . . Was wollt Ihr? Habt Ihr etwas vergessen?“

„Nein . . . Ich ging nur gerade vorbei . . . Ich habe Corbier getroffen, und er hat mich eingeladen . . .“

Die andere richtete sich in triumphierendem Haß auf.

„Seht mal an!“

„Ja . . . Wenn ich einmal kommen wollte . . . Das heißt, wenn es Euch recht ist, Violetta . . .“

„Es ist mir aber leider gar nicht recht . . . Wenn ich hier die Herrin geworden bin, so ist das nicht Eure Schuld, was? Euer Platz ist nicht in meinem Haus . . . Und auch nicht mehr auf den Feldern, wo mein Mann arbeitet.“

„Ach, Violetta! . . . Seid nicht böse! Einmal nur . . . möchte ich die Kinder sehn!“

Ein grausames Lächeln spielte um Violettas Mund.

„Meinetwegen! Aber Ihr werdet Euch nur ärgern! Da kommt Lalie gerade.“

Das Kind kam von der Diele herein.

Magdalene hob es sogleich empor und bedeckte es mit brennenden Küffen . . . „Hier . . . und da . . . und da . . .“ Sie küßte es auf die Augen, auf die Stirn, auf die Narbe an der Wange, auf die armen, kleinen, verkrümmten Finger . . . „Gezähmt! Herzloses Frauenzimmer! Siehst du, wie man sie zähmt?“

Das Kind ließ alles steif und ohne ein Zeichen der Hingabe mit sich geschehen.

„Hast du noch deine kleine Halskette, Liebling?“

„Mama hat mir eine geschenkt, die ist ganz aus Gold und viel schöner als deine.“

„Hast du mich nicht mehr lieb, Lalie?“

Das Kind zögerte.

„Doch, Magdalene.“

„Lene' sagt man!“

„Oh, ich kann auch ‚Magdalene‘ sagen, wenn ich will!“

In Magdalenes armem Herzen tobte es wie in einem umgestürzten Bienenkorb. Violetta lächelte noch immer, und ihre schönen Zähne wurden sichtbar.

„Wo ist Georg?“

„Drüben, in seinem Bett . . . Ihr wißt ja den Weg.“

Schon war Magdalene hintübergeeilt.

„Jo! Mein kleiner Jojo!“

Und Magdalenes große Hände öffneten sich weit, um den kleinen, nackten Körper aufzunehmen . . .

Aber das Kind hatte nicht wie früher jauchzend seine Arme ausgestreckt. Im Gegenteil, es sträubte sich und schlug nach Magdalene.

„Ich heiße nicht Jojo! Ich bin groß!“

„Mein Goldschatz!“

„Ich hab dich nicht mehr lieb! . . . Geh weg! Du bist böse! Und du stinkst nach Käse!“

Magdalene schluchzte tief auf; es klang wie ein Röcheln . . . Dann lief sie davon.

Am andern Ende des Gartens stolperte sie gegen einen Zaun. Sie lief weiter. Ihr Bündel fiel zu Boden, und sie verlor ihre Holzschuhe . . . Sie lief geradeswegs auf den Teich zu, nach einer Stelle, wo das Wasser tief und schwarz war. Sie lief und lief, und dann schlug das Wasser über ihr zusammen . . .

Nach kurzer Zeit kam sie wieder herauf; ihre Bluse war voll Wasser. Einen Augenblick tanzten tausend winzige Wellen um ihr Gesicht, und tausend spöttische und grausame Stimmchen sangen:

„Lene . . . Lene . . . Lene . . .“

Sie verlor das Bewußtsein und sank tief auf das Bett aus Schlamm hinab.

Ein paar Blasen stiegen noch empor, dann stand das Wasser wieder vollkommen ruhig.

Über den Himmel segelten langsam ein paar schöne Wolken, die wie weiße Schafe aussahen. Schon stand die Sonne hoch am Himmel. Die Stunde war mittäglich und fromm.

Ende